



Hamburger Nachrichten

2013

Nr. 2

Gegr. 1792. Vereinigt 1814 mit dem 1673 gegründeten „Relations-Courier“, der ältesten Zeitung Hamburgs, 1934 vereinigt mit dem 1731 gegründeten „Hamburgischen Correspondenten“.

222. (340.)

Jahrgang

Verboten 1939. — Vormals: Hermann's Erben, Dr. Hermann Hartmeyer. — Neuherausgabe von Dipl.-Ing. G. Selzel.

In dieser Nummer:

Stadtbahn: Neues S. 2	Unfallgefahr an Kreuzun- gen: S. 3	Reich-Ranic- ki gestorben: S. 5	Halloween: Kirche ist nicht erfreut! S. 7	Sprach Rose- mary alt- ägyptisch? S. 8
--------------------------------------	---	--	--	---

Hamburger Komponisten:
DVD Brahms 2. Kl.konz./ Rüter, 3.Sy. je 15,90
Walter Niemann: 4 CDs u. ca. 40 weitere CDs!
Bei allen Musikaliengeschäften u. beim Herausgeber
Weltnetz: www.romana-hamburg.de/cds.htm

Angela ist Siegerin



Angela Merkel (59) hat sich wieder durchgesetzt. Die anderen staunen oder müssen eine gewisse Neue haben, weil sie nichts gegen die Politikerin haben ausrichten können.

Die CDU kann das so richtig genießen, denn sie wird der Meinung sein, ohne die Merkel hätte sie es viel schwerer gehabt. Da ist überhaupt kein Gegner, der so viel Sympathien gehabt hätte wie sie. Die Bemühungen, die sie im Wahlkampf auf sich genommen hatte, waren also nicht umsonst. Dabei hat ihr Peer Steinbrück, der Gegenkandidat von der SPD, nicht so viel Nummer bereitet wie seinerzeit ein Gerhard Schröder. Der mußte sich nicht so anstrengen, denn seine Ausstrahlung kam meist an. Bei Steinbrück, der öfter ins Fettnäpfchen trat, kam sie öfter falsch an. Er kann längst nicht so integrieren wie ein Schröder oder die Merkel, aber die SPD hatte niemanden, der noch mehr gekonnt hätte. Vielmehr wußte man schon vorher: Die Ausstrahlung macht's. Was bedauerlich ist, aber so geht es in der Demokratie: Nicht die Partei, sondern die Ausstrahlung des Spitzenkandidaten ist für die Wahlentscheidung das Wichtigste.

Nun kommt eine große Koalition auf die Wähler zu, die dennoch nicht nur Positives hat. Schließlich wollten die meisten Wähler, daß ihre Partei allein regieren sollte. Aber das ist eben nicht möglich, wenn die Anschauungen verschieden sind und die eine

Partei viel mehr Stimmen hat als die andere. Man muß eben die Meinung des Volkes respektieren!

Ärger bei der FDP

Mit einer gewissen Schadenfreude hat mancher das Abschneiden der FDP bei der letzten Bundestagswahl beobachtet. Sie kam unter 5 %, und daher konnte sie nicht wieder in den Bundestag einziehen. Man hatte einfach zu wenig gute Vorstandsmitglieder, die sich eigneten, die Massen anzuziehen. Denn für Individualisten gab es diesmal nicht so viel Erfolg. Die Grünen verloren recht stark, und weder die FDP, noch die Piraten, noch die AfD kamen in den Bundestag, von anderen ganz zu schweigen.

Aber vielleicht wird die SPD mit ihrem Vorschlag, Volksabstimmungen auch auf Bundesebene zuzulassen, noch ganz andere Möglichkeiten auf tun!

Schildbürgerstreich: Schild zeigt in die falsche Richtung!

Kaum glaublich: Die Besucher der Zwangsarbeiterbaracken in H-S-Tublsbüttel werden in die falsche Richtung gelotft. Das Schild müßte um 180° gedreht werden. Zum Glück kommen sowieso kaum Besucher der Baracken. Statt des falschen Schildes sollte man auf den Weg zum Flughafen und zur S-Bahn hinweisen, das wäre viel nötiger!



Lob für Franziskus



**Und Tadel für Müller!
Papst-Schreiben von „gewaltiger Tragweite“**

In seinem apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ („Freude des Evangeliums“) macht Papst Franziskus Vorschläge, wie wieder Menschen für das Christentum gewonnen werden sollen — mit revolutionärem Gestus.

Dabei hatte noch vor kurzem der Präfekt der Glaubenskongregation, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, in einem Schreiben zur Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene Stellung genommen. Im Erzbistum Freiburg hatte es Pläne gegeben, Geschiedenen unter Umständen die Teilnahme an der Kommunion zu gewähren. Erzbischof Müller schickte einen unterkühlten Brief an Freiburgs Erzbischof Zollitsch. Darin hieß es, die Freiburger Idee stimme „nicht mit der kirchlichen Lehre überein“. Der Entwurf sei „zurückzunehmen“.

Müllers Chef Franziskus dagegen schreibt, er habe sich entschlossen, den Katholiken weltweit „einige Linien vorzuschlagen“. Er wolle „einladen“, sie zu übernehmen.

„Ich glaube auch nicht, daß man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige oder vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muß, welche die Kirche und die Welt betreffen. ... In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten.“

Vor allem kommt Franziskus auf sein bereits seit längerem verfolgtes Anliegen zurück, Rom Kompetenzen wegzunehmen und sie den Ortskirchen in aller Welt zu geben. Er schreibt:

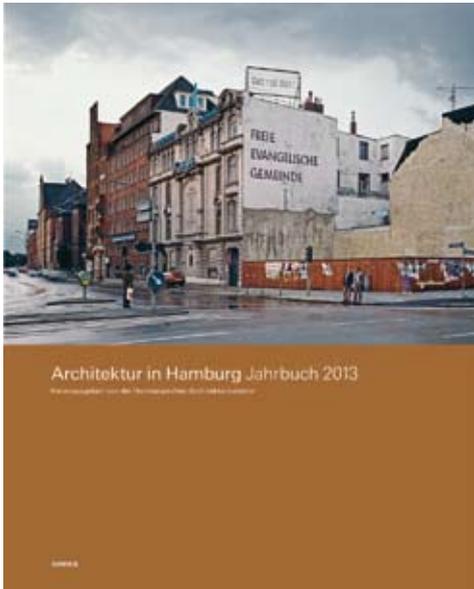
„Da ich berufen bin, selbst zu leben, was ich von den anderen verlange, muß ich auch an eine Neuaufrichtung des Papsttums denken. ... Auch das Papsttum und die zentralen Strukturen der Universal Kirche haben es nötig, dem Aufruf zu einer pastoralen Umkehr zu folgen.“ Die nationalen Bischofskonferenzen sollen eine Sitzung für mehr Eigenverantwortung erhalten, „auch einschließlich einer gewissen authentischen Lehrautorität“.

Man spricht von einer Formulierung von gewaltiger Tragweite: Damit würden die Bischofskonferenzen bevollmächtigt, bestimmte kirchliche und theologische Fragen selbst zu klären. Die Einzelheiten werden dann Gegenstand von Verhandlungen sein, die mit großer Spannung zu erwarten sind.

Allen unseren Lesern



Frohe Weihnachten!



Jahrbuch der Architektur in Hamburg 2013 erschienen

Herausgegeben von der Hamburgischen Architektenkammer, erschien nun „Architektur in Hamburg“, Jahrbuch 2013, mit Register 1989–2013, 240 Seiten mit ca. 400 Farbbabb., Klappenbrochure, 24 × 30 cm, Junius-Verlag Hamburg,

ISBN 978-3-88506-036-9, 39,90 €

Enthält: Architektur in Hamburg 2013, Jubiläumsspecial 1989–2013:

25 Bauten aus 25 Jahren Stadtentwicklung.

Das Hamburger Architekturjahrbuch liegt in diesem Jahr in seiner 25. Ausgabe vor. Nach einem Vierteljahrhundert ist der richtige Zeitpunkt gekommen, einen Rückblick zu wagen und die eine oder andere Entwicklung aus der Distanz zu bewerten. Die Redaktion hat daher ihre Autoren um einen zweiten Blick auf 25 prägende Bauten aus 25 Jahren.

Manches gefällt auch den Anhängern der modernen Architektur nicht, was kaum glaublich ist, da man früher doch alles Neue nachmachen mußte.

Da wird endlich angefangen, richtig lustige Kritik zu üben, leider nicht ganz so lustig und treffend wie einst in Berlin, als man die Konzerthalle „Schwängere Muster“ und den Fernsehturm „St. Ulbricht“ nannte.

So hat nach dem Architekturhistoriker Gert Köhler das 1993 gebaute Terminalgebäude der früheren Englandfähre den „milde Charme eines Elbseglers“, auf den eine Möwe geschiffen habe. Solche manchmal bösen Texte tragen dann auch wohl zum Erfolg des Buches bei.

Es gibt heftige Kritik, aber auch Lob für Hamburgs Neubauten. So beschäftigt sich das Jahrbuch 2013 unter anderem mit einem Gestern-und-Heute-Vergleich. Kritiker, die in den vergangenen Jahren Neubauten in einem der Jahrbücher bewertet hatten, machen es diesmal noch einmal. Die Kritik an der Europa-Passage als „Sündenfall Shopping-Schlucht“ bleibt immer noch; manche wird aber auch revidiert.

Jetzt ist die Kritik noch mäßig, doch sie fängt an. „Unsere Nachfahren sollen sich mal ärgern, wie häßlich wir nach dem Kriege gebaut haben“: Vielleicht wird man das einmal offen sagen können?

Stadtbahn: Verkehrsmittel der Zukunft

CDU und Grüne wollen die Wiederaufnahme der Planungen zu einer Stadtbahn. Die Bürger sollen diesmal mitentscheiden. Auch die SPD ist eventuell nicht mehr so ganz dagegen.

Die Ankündigung der Grünen, die Hamburger „in einem offenen Dialog von der Stadtbahn zu überzeugen und den Bau in einem Referendum abstimmen zu lassen“, hat die Diskussion um die Stadtbahn über alle Parteien hindurch sowie bei der Hochbahn neu entflammen lassen.

CDU-Fraktionschef Dietrich Werlich sagte dazu u.a.: „Wir brauchen den Ausbau öffentlicher Verkehrsmittel, die Stadtbahn könnte eine solche Frage sein.“ Ebenso der CDU-Verkehrsexperte Klaus-Peter Hesse: „Wir wollen die Wiederaufnahme der Planungen, aus den Fehlern der Vergangenheit lernen und die Hamburger frühzeitig an den Planungen beteiligen.“ Für ihn steht fest: „Die Stadtbahn ist das Verkehrsmittel der Zukunft.“ Diese könne umweltfreundlich und leistungsstark bisher schlecht erschlossene Stadtteile wie Steilshoop und Osdorf sowie die Arenen besser anbinden. Außerdem würde mit der Stadtbahn der durch die stetig wachsenden Fahrgastzahlen gestiegene Bedarf gedeckt, so Hesse weiter.

Mit der neuen Sympathiewelle für die Stadtbahn wird die Entscheidung des Kurzzeit-Bürgermeisters Christoph Ahlhaus (CDU) beendet, der die Planung einstellen ließ. Damals hatte es Querelen um den Winterhuder Marktplatz herum gegeben. Inzwischen haben die Grünen neue Vorstellungen über die Trassenführung. Sie befürworten nun eine Strecke über die Elbbrücken auf die Elbinsel Wilhelmsburg, vor allem um die dortige (und in Spitzenzeiten hoffnungslos überfüllte) Buslinie 13 zu entlasten. Außerdem schlagen sie den Bau einer Stadtbahn zwischen der Innenstadt und Niendorf vor, statt der Metrobuslinie 5, die täglich von bis zu 60.000 Fahrgästen genutzt wird: „In einer Großstadt ist die Stadtbahn ein wesentliches Verkehrsmittel, um viele Menschen von A nach B zu bringen, weil sie das wirtschaftlichste und nachhaltigste Massentransportmittel ist“, sagte Grünen-Verkehrsexperte Till Steffen.

Dagegen ist nur die FDP. Sie ist auch in anderen Städten meist gegen die Stadtbahn, wie jüngst in Wiesbaden, wo alle anderen Parteien sie wollen.

Der Herausgeber hat bei der Hochbahn angefragt. Der Pressesprecher Christoph Kreienbaum sagte mir, es gebe keine Planungen für eine Stadtbahn. Auf die Frage, was denn würde, wenn bei der nächsten Wahl die absolute Mehrheit der SPD zu Ende gehen werde, antwortete er, darüber dürfe er nichts verlautbaren. Er darf halt nicht reden!

Grünes Licht gibt es vom Hamburger Verkehrsverbund (HVV): „Sollte es einen politischen Auftrag geben, die Stadtbahnpläne wieder aufleben zu lassen, werden wir diesen umsetzen. Aber zurzeit konzentrieren wir uns auf die Begleitung des Busbeschleunigungsprogramms“, sagte Sprecher Rainer Vohl. Ein sehr ungeschicktes Programm, für das der Senat rund 259 Millionen Euro ausgeben will. Bis 2016 sollen neun Buslinien optimiert werden, bis zum Jahr 2020 insgesamt 14 Linien.



Bild: Interessengemeinschaft Waikstraße

Waikstraße: Weihnachtsbeleuchtung weg!

So etwas gab's noch nie: In der Waikstraße im Hamburger Stadtteil Groß-Flottbek wurde die Weihnachtsbeleuchtung komplett gestohlen.

Da die Interessengemeinschaft der Geschäftsleute in der Waikstraße kein Geld für eine Neuanschaffung der insgesamt 2,25 Kilometer langen und mit 3290 Glühbirnen bestückten Lichterketten hat, wird es dieses Jahr in der Einkaufsmeile in Groß-Flottbek nun auch keine schöne Weihnachtsbeleuchtung mehr geben, wie sie das obige ältere Photo zeigt.

„Allein drei im Vorjahr angekaufte Beleuchtungsstränge für die großen Bäume in unserer Straße haben 6000 Euro gekostet“, jagte die ansässige Geschäftsfrau Veronika Glaab-Poß. Die anderen Ketten sind älter und sorgten traditionell für ansehnlichen Lichterschmuck im Umfeld des S-Bahnhofs Dthmarischen. „Wir sind sehr betroffen und stinksauer“, sagt sie im Namen ihrer Geschäftsnachbarn. Wer den Diebstahl begangen hat und wer eine so große Weihnachtsbeleuchtung gebrauchen kann, das weiß noch niemand, aber seltsam ist es auf alle Fälle. Da es sich um eine Spezialbeleuchtung handelt, wird sie jedenfalls schwer weiterzuerkaufen sein.

Als Erster hatte Fleischermeister Dirk Süßenbecker den Diebstahl entdeckt. Er wollte gerade gemeinsam mit einem Gesellen die in großen Kästen und Kartons verstaute Ketten vom Hof eines Elektrikers an der Schnackenburgallee im benachbarten Bahrenfeld abholen, da sah er das Malheur. Obwohl der Platz mit Zäunen und einem nachts geschlossenen Rolltor gesichert ist, hat das nichts genützt.

Letzte Idee des Herausgebers: Man schaffe eine modernere Beleuchtung mit lichtelektrischen Dioden (LEDs) an, diese würde viel weniger Strom als die alten Glühlampen verbrauchen und damit das Geld wieder zurückholen. Und man installiere an Aufbewahrungsort wenigstens eine Videokamera, wenn schon nachts niemand nach dem Rechten sieht.

Leserbriefe

Zum Thema „Große Koalition“:

Natürlich sollte die SPD eine große Koalition eingehen. Nur so hätten sie die Aussicht, ebenso eine Spende von fast einer ¼ Milliarde € zu erhalten. Ohne Rückgrat läßt es sich ja so geschmeidig leben. Mit entsprechender Zunahme an Gewichtigkeit, wie vorgemacht, ließe sich dann auch jedes Problem ausitzen, wie es zur Zeit mit der SPD selbst geschieht. Von einer Sondierungssitzung zur anderen wird sie platter und platter.

Raimund Vorbeck, Göttingen

Unfallgefahr an Hamburger Kreuzungen nach Umbau erhöht!



„Feinkost Dabelstein“ nach dem Mord '98
Erinnerung an einen Mord

Wenn der Staat schläft, geschehen mitunter Dinge, die hätten vermieden werden können. So werden jugendliche Straftäter oft nicht rechtzeitig bestraft, so daß sie immer mehr Verbrechen begehen.

Im Jahre 1998, genauer am 29. Juni, geschah in Hamburg ein Mord, den wir damals mit Erschütterung zur Kenntnis genommen haben. Lebensmittelhändler Willi Dabelstein (73) war in seinem Tante-Emma-Laden in Hamburg-Lonndorf von zwei Jugendlichen, Christian L. und Patrick C. (16 und 17), ermordet worden. Als er um Hilfe schrie, stieß ihm der 17-jährige Patrick ein 15 Zentimeter langes Fleischermesser dreimal in die Brust. Und das für eine Beute von 240 DM! Beide erhielten dafür je 8 Jahre Gefängnis.

Damals hatte ich noch keine Digitalkamera, doch griff ich mir schnell eine Rolle, die ich von meinem Vater geerbt hatte, und fuhr so schnell ich konnte zu der ruhigen Seitenstraße, wo der Laden war. Dort hatten die Anwohner bereits viele Blumen abgelegt und trauerten mit. Und so entstand dieses Bild.

Der Mord an Willi Dabelstein hatte bundesweit für Aufsehen gesorgt. Hunderte Anwohner gingen auf die Straße zum Gedenken an den Ladenbesitzer und forderten Konsequenzen. Weil die jugendlichen Täter bereits Vorstrafenregister hatten und trotzdem auf freiem Fuß waren, wurde in der Politik über „Frühwarnsysteme“ und geschlossene Heime diskutiert.

Als Patrick C. in Jugendhaft kam, hatte er bei der Polizei bereits 30 Einträge: Raub, Körperverletzung, Erpressung und Hehlerei. Sinter Gittern sorgte sein extrem aggressives Verhalten für Angst unter den Mithäftlingen. Einem Gefangenen brach Patrick C. in einem Streit das Knochlein.

Christian L. war bereits am 26. April 2005 auf Bewährung aus der Haft entlassen worden. Nur eine Woche später überfiel er einen Jogger an der Mster. Dafür bekam er wieder Haft, diesmal siebeneinhalb Jahre.

Dabelstein wäre dieses Jahr 88 Jahre alt geworden; seine Witwe (88), die das Geschäft aufgab, trauert noch immer.

An und für sich muß man sagen, daß die staatliche Laichheit gegenüber jugendlichen Straftätern sich rächt, indem alte Leute Angst haben, daß sie überfallen werden. Vielmehr müßte es heißen: „Principiis obsta! — Wehre den Anfängen“, indem gegen so frühreife Täter wie diese drastischer vorgegangen würde.



Der Umbau Hamburger Kreuzungen hat sich als neue Unfallgefahr herausgestellt, weil die Radfahrer auf die Fahrbahn müssen. So ist der stark befahrene Kreuzungsbereich am Ratsmühlendamm / Brombeerweg in Fuhlsbüttel besonders unfallgefährdet geworden.

Beispiel großes Bild oben: Kinder kommen mit dem Rad von Richtung Ohlsdorf her, einer mit blauer Hose fährt in falscher Richtung auf dem zwischen Geradeausspur und Rechtsabbieger Spur neu angelegtem Radweg, die anderen fahren auf dem engen Bürgersteig auch in falscher Richtung.



Will ein Radfahrer von Brombeerweg Richtung Maienweg geradeaus fahren, muß er zwischen Geradeausspur und Rechtsabbieger Spur warten (Abb. oben). Auch die unter 90° kreuzenden Radfahrer von Ohlsdorf Richtung Erdkampsweg müssen mitten auf der Fahrbahn warten (roter Pfeil); sie könnten mit den anderen Radfahrern zusammenstoßen.

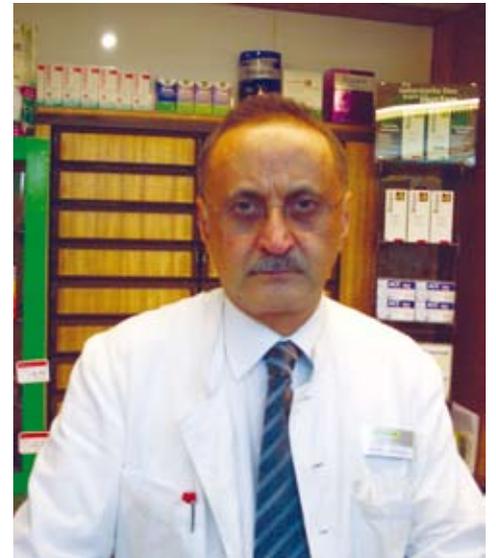
Nach dem Umbau waren viele Unfälle auf der Kreuzung mit B&W zu verzeichnen, weil bei zwei Spuren gleichzeitig der Ein-

druck erschienen war, beiden hätten Grün. Inzwischen ist zum Glück die Ampelschaltung geändert worden, so daß die Unfälle zurückgegangen sind.

Was aber, wenn im Winter die Fahrbahnmarkierungen durch Schnee nicht mehr sichtbar sein sollten?

Verärgert ist über den ungeschickten Umbau auch Apotheker M. Afif Mehrzai von der Mster-Apothek und seine Kunden. Oben rechts ist auf dem großen Bild das rote Apotheken-A zu sehen. Erst mußte er bei den Unfällen immer erste Hilfe leisten. Doch das ist nicht genug: Sämtliche Parkplätze sind vor seiner Apotheke weggefallen, so daß Behinderte nicht mehr zu ihm kommen können. In seiner Apotheke liegt nun eine Liste aus, wo man sich eintragen sollte, wenn man gegen den Wegfall der Parkplätze ist.

Ebenso betroffen sind die Kreuzung Siemersplatz und Ohsenzoll in Norderstedt.



Apotheker M. Afif Mehrzai



Skulptur vergewaltigter Frau erzürnt Rußland

Eine Skulptur in Danzig zeigte die Vergewaltigung einer Schwangeren durch einen Notarmisten im Zweiten Weltkrieg. Der Künstler sieht das als „Friedensbotschaft“. Moskaus Botschafter zeigt sich empört.

Die polnischen Behörden ließen die Skulptur des polnischen Künstlers Jerzy Bohdan Szumczyk in Danzig entfernen. Rußlands Botschafter in Warschau, Alexander Alexsejew, erklärte, er sei „zutiefst schockiert“.

Der junge Bildhauer Jerzy Bohdan Szumczyk hatte seine lebensgroße Skulptur ohne Genehmigung der Behörden nachts neben einem Denkmal für die Rote Armee in Danzig aufgestellt. Das Denkmal würdigt die Vertreibung der Nazis durch die sowjetischen Truppen 1945. Ein russischer Soldat vergewaltigt dabei eine schwangere Frau, indem er ihr eine Pistole an den Mund hält. Szumczyks Werk wurde nach einigen Stunden von der Polizei fortgeräumt. Dennoch sorgt es weiter für erheblichen Wirbel.

Mit seinem „Pseudo-Kunstwerk“ habe der Bildhauer das Gedenken an 600.000 sowjetische Soldaten beleidigt, die „für die Befreiung und Unabhängigkeit Polens gestorben sind“, erklärte Botschafter Alexsejew. Zunächst prüfte die Danziger Staatsanwaltschaft ein Verfahren wegen „Aufruhrs zu rassistischem oder nationalem Haß“, welches jedoch später fallengelassen wurde.

Der Künstler selbst rechtfertigte sein Werk. Es handele sich um eine gegen den Krieg gerichtete „Friedensbotschaft“, sagte er. „Ich wollte das Leiden der Frauen und die Schrecken des Krieges zeigen.“ Er hatte die Skulptur zunächst in Berlin neben dem Brandenburger Tor aufstellen wollen, jedoch kein Geld für den Transport gehabt.

Lauf nicht-russischen Historikern haben sowjetische Soldaten während der letzten Kriegesmonate massenweise Frauen vergewaltigt. Statistiken darüber gibt es nicht. In Danzig waren überwiegend deutsche Frauen und deportierte Gefangene aus Polen oder Rußland die Opfer. Aber die russischen Historiker schweigen immer noch davon.

In Rußland sind die Kriegsverbrechen der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg bis heute weitgehend ein Tabu geblieben, indem nämlich Greuelthaten der Sowjets überhaupt nicht erwähnt werden. Ganz allgemein werden Deutsche, die irgendwelche Verbrechen begangen haben, auch als Mummelgreise noch vor ein Gericht gestellt, während die Alliierten nicht im Mindesten herangezogen werden. Viel weniger an Reue empfinden Russen, wenn man die Reue bedenkt, die Deutsche oft heute empfinden, und wenn sie nicht einfach versterben, dann würde es immer so weitergehen. Es muß doch endlich mal auch bei den Reuegefühlen der Deutschen ein Ende gesetzt werden, denke ich.

Andere Länder, andere Gesetze

Wenn man nicht aufpaßt, kann man als Urlauber im Gefängnis landen. So sehr unterscheiden sich die Gesetze mitunter.

Einige Beispiele:

Seit mehr als 100 Jahren ist es Männern und Frauen in Frankreich nicht mehr gestattet, sich beim Abschied am Bahnsteig zu küssen. Der Grund: regelmäßige Zugverspätungen.

Grund dafür waren Paare, die sich nicht trennen konnten, und dadurch immer wieder Verzögerungen im Fahrplan provozierten. Touristen, die gegen dieses Verbot verstößen, müssen aber keine Angst vor den Gesetzeshütern haben. Eine strafrechtliche Verfolgung ist bisher nicht bekannt.

In Großbritannien etwa gibt es zwei Verbote, die recht seltsam anmuten. Zum einen ist es Frauen untersagt, Schokolade in öffentlichen Verkehrsmitteln zu essen. Zum anderen muß man beim Frankieren von Briefen oder Postkarten aufpassen. Denn aus Respekt vor der Queen ist es unzulässig, eine Briefmarke mit dem Bild der britischen Königin verkehrt herum auf Postsendungen zu kleben.

Besonders viele ungewöhnliche Verbote gibt es in den USA. Das besondere Rechtssystem führt dazu, daß Jahrzehnte alte Gesetze streng genommen noch gelten, obwohl sie längst nicht mehr angewendet werden. So ist z. B. in Alabama sonntags das Dominospielen verboten, und in Illinois darf nicht im Pyjama geangelt werden.

In Indiana wiederum gilt: Gehe kurz nach dem Genuß von Knoblauch nicht ins Kino! Denn in dem USA-Bundesstaat ist es verboten, sich bis vier Stunden nach dem Knoblauchverzehr in öffentlichen Einrichtungen wie Theatern, Kinos oder öffentlichen Verkehrsmitteln aufzuhalten. Doch auch hier dürften unwissende Touristen kaum mit einer Strafe rechnen müssen.

In Teilen der USA sowie in Australien und Neuseeland ist Alkoholkonsum in der Öffentlichkeit nicht gestattet.

Schon das sichtbare Tragen alkoholischer Getränke kann dort strafbar sein. Die entsprechenden Sanktionen bei Verstößen sind von Staat zu Staat verschieden.

Das Chemündigkeitsalter ist in den USA von Bundesland zu Bundesland verschieden. Meist liegt es wie bei uns bei 18 Jahren, mit Erlaubnis der Eltern aber meist bei 16 Jahren. In Nebraska und Mississippi aber müssen Paare länger warten: Sie müssen 19 bzw. 21 Jahre alt sein. Mit einer gerichtlichen Sondererlaubnis liegt die Chemündigkeit in Arizona, Pennsylvania und Texas unter 16, in Michigan bei 15, in New York und Utah bei 14, in New Hampshire für Mädchen bei 13 und Jungen bei 14 Jahren.

In Dänemark ist es verboten, die deutsche Flagge zu hissen. Nur der „Danebrot“ darf gezeigt werden. Strandburgen werden nicht gerne gesehen.

Im asiatischen Raum ist Sauberkeit ein großes Thema, besonders in den Millionenmetropolen Singapur und Hongkong. Hier wird die Verschmutzung von Straßen etwa durch Spucken oder das Wegwerfen von Kaugummis hart geahndet, es drohen Strafen von über 150 Euro. Besonders streng wird man in Singapur behandelt. Bereits die Einfuhr von Kaugummi ist untersagt.

Rußland gibt sich sehr reinlich: Man duldet keine stark verschmutzten Autos auf den Straßen. Gerade nach dem Tauwetter

im Frühjahr kontrollieren Polizisten etwa in der Hauptstadt Moskau penibel, ob Nummernschild und Windschutzscheibe sauber genug sind, sonst kostet es 100 Rubel — entspricht drei Euro.

Nicht nur im Urlaubsland gilt es aber, sich mit den landestypischen Regeln vertraut zu machen; schon die Einreise birgt so manche Tücke. Für einen reibungslosen Ablauf sollten sich Reisende deshalb gut über die jeweiligen Einfuhrbestimmungen informieren.

So ist z. B. in vielen Staaten, darunter Australien, Neuseeland und Kuba, die Einfuhr von Lebensmitteln verboten, besonders von frischen Waren. Neuseeland hat speziell den Import von Honig untersagt.

Ein besonders für Bergsteiger relevantes Importverbot besteht in Indien: Hier ist die Einfuhr sowie die Benutzung der meisten Satellitentelephone verboten. Besitzer nicht genehmigter Systeme können strafrechtlich verfolgt und die entsprechenden Geräte vom Zoll beschlagnahmt werden. Das Indische Generalkonsulat in Hamburg rät Reisenden daher, keine Satellitentelephone nach Indien einzuführen.

Ebenfalls nicht ins Reisegepäck gehören zum Beispiel elektrische Zigaretten für Touristen, die in die Vereinigten Arabischen Emirate reisen. Unter anderem in Dubai und Abu Dhabi ist der Import von C-Zigaretten verboten. Sie werden bei der Einfuhr beschlagnahmt.

Von den Einfuhrbestimmungen abgesehen unterscheiden sich aber natürlich auch die Moralvorstellungen in arabischen Ländern von denen in Europa. So ist es in den Emiraten verpönt, Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit zu zeigen. Bereits Gänzlichhalten wird nicht gern gesehen. Allein aus Respekt vor den Sitten der Einheimischen tun Urlauber gut daran, sich an die gesellschaftlichen Regeln zu halten.

Auch ist das heiratsfähige Alter in vielen Ländern verschieden. Ein Bekannter, der in Senegal eine Einheimische heiratete, erzählte, der Standesbeamte habe zu ihr gesagt: „Du bist doch schon zwölf, willst du nicht meine zweite Frau werden?“ (Sie war bereits 19, aber sah jünger aus.)

Auf Stammesbräuche gehe ich hier nicht ein, nur dies: Drollig war es früher zu sehen, wenn man in Afrika 14jährige Ehepaare sah. Der altersmäßig kleinere und schwächere Ehemann wirkte oft etwas zu klein geraten neben seiner größeren, üppigen Frau; was uns als 14jährige, die wir damals ohne jede Berechtigung zum Sex waren, neidisch gemacht hätte, besonders, weil die Afrikaner ihre Mädchen nicht hinter Kleidungsstücken versteckten. Heute noch ist es bei den Berbern Sitte, daß 14jährige Mädchen sich bei der Brautwerbung oben ohne zeigen.

Das Lustigste für mich ist das Gesetz gegen Hexerei, der sog. vitcheraft act aus dem Jahre 1735. Nach 1952 in Großbritannien nicht mehr angewandt, gilt es noch heute in Israel, wo zwei Jahre Gefängnis bei Hexerei, Zukunftsvorherjagen und Magie drohen. Wahrsager können das Gesetz in Israel aber umgehen, wenn sie kein Geld nehmen. Für Touristen nicht zur Anwendung kommen dürfte wohl folgendes Verbot, das in Israel herrscht: Hier dürfen Waren nicht mit an den Strand genommen werden. Auch das Baden im Mittelmeer ist den Tieren untersagt.

In Südafrika ist nach dem vitcheraft act von 1735 Hexerei, „Hexenriechen“ und Hexenjagd (Bräuche bei den Bantus) bei Androhung von 10 Jahren Gefängnis verboten.



Photo: Smalltown Boy

Reich-Ranicki ist tot.

Ein Literaturkritiker ist tot, und er dachte, er werde wirklich tot sein. Er war sehr stark befremdender Atheist.

Marceli Reich wurde am 2. Juni 1920 als drittes Kind des Fabrikbesitzers David Reich und dessen Frau Helene, geb. Auerbach, geboren. Er wuchs in einer assimilierten jüdischen deutsch-polnischen Mittelstandsfamilie auf. Die Mutter war Deutsche; ihre große Sehnsucht war eine Rückkehr nach Berlin. Reich-Ranicki beschreibt sie als sehr liebevoll und zugleich „weltfremd“. Der Vater besaß eine kleine Fabrik für Baumaterialien. Als musischer Mensch war er aber im Kaufmannsberuf unglücklich und „vollkommen ungeeignet“. 1928 mußte der Vater Insolvenz anmelden. Marceli Reich durfte als einziger seiner Geschwister die deutsche Schule von Leslau (Włocławek) besuchen.

Um ihm seine berufliche Zukunft nach dem geschäftlichen Ruin seines Vaters offenzuhalten, schickten ihn die Eltern zu wohlhabenden Verwandten nach Berlin. Ab 1929 lebte Reich-Ranicki zunächst in Berlin-Charlottenburg, dann im Bayerischen Viertel in Berlin-Schöneberg. Dort besuchte er das Werner-Siemens-Realgymnasium, nach dessen Auflösung 1935 das Fichte-Gymnasium in Berlin-Wilmersdorf.

Während seine Schulkameraden an Schulausflügen, Sportfesten und nationalsozialistischen Schulversammlungen teilnahmen, war er davon ausgeschlossen. Stattdessen vertiefte er sich in die Lektüre der deutschen Klassiker und besuchte Theater, Konzerte und Opern. Besonders die Aufführungen Wilhelm Furtwänglers und Gustaf Gründgens' waren ihm Trost und Halt in einer zunehmend restriktiver werdenden Umwelt. Als ihm bekannt wurde, daß sich Thomas Mann von der NS-Herrschaft öffentlich distanziert hatte, wurde dieser nicht nur in literarischer, sondern auch in moralischer Hinsicht sein Vorbild. Trotz vieler nationalsozialistisch orientierter Lehrer galt am Fichte-Gymnasium noch einige Zeit das Gebot der Gleichbehandlung der jüdischen Schüler; so konnte er 1938 noch sein Abitur machen. Sein Antrag auf Immatrikulation an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin wurde am 23. April 1938 wegen seiner jüdischen Abstammung abgelehnt.

Ende Oktober 1938 wurde er nach kurzer Abschiebehaft in der „Polenaktion“ zusammen mit etwa 17.000 polnischen und staatenlosen jüdischen Frauen, Männern und Kindern nach Polen ausgewiesen. Er fuhr mit der Bahn nach Warschau, wo er niemanden kannte. Er mußte die polnische Sprache neu

erlernen und blieb ein Jahr arbeitslos. Am 1. September 1939 begann der Polenfeldzug, der seine Arbeitsuche abrupt beendete. Seine spätere Frau Theophila (Teofila, Tofia) Langnas (12. März 1920–29. April 2011) lernte er durch eine Tragödie kennen: Ihre Eltern wurden durch die deutsche Besatzungsmacht aus Łódź vertrieben und enteignet; aus Scham und Verzweiflung erhängte sich am 21. Januar 1940 in Warschau ihr Vater Paweł Langnas. Reich-Ranickis Mutter, die im selben Haus wohnte, erfuhr von dem Unglück und schickte ihren Sohn dorthin, damit er sich um die Tochter kümmere.

Im November 1940 wurde auch Reich-Ranicki zur Umsiedlung ins Warschauer Ghetto gezwungen. Er arbeitete bei dem von den Nazis eingesetzten Ältestenrat („Judenrat“) als Übersetzer und schrieb unter dem Autoren-Pseudonym Wiktor Hart Konzertrezensionen in der zweimal wöchentlich erscheinenden Ghettozeitung *Gazeta Żydowska* (deutsch: Jüdische Zeitung). Gleichzeitig war er Mitarbeiter im Ghetto-Untergrundarchiv des Emanuel Ringelblum. In dieser Zeit von Agonie und allgegenwärtigem Sterben machte er sich Überlebensmaßnahmen zu einer lebenslang beibehaltenen Gewohnheit. In Gaststätten pflegte er seitdem immer in Blickrichtung auf den Eingang zu sitzen, eine zweite Natur am Nachmittag verringerte die Gefahr eines negativen Auffallens.

Am 22. Juli 1942 erschien SS-Sturmtruppführer Hermann Höfle im Hauptgebäude des „Judenrats“, um die „Umsiedlung“ des Ghettos anzuordnen, die am selben Tag beginnen sollte. Zur Niederschrift der Bekanntgabe wurde Reich-Ranicki herangezogen. Von der Deportation — der Verbringung der Ghettopoln in Vernichtungslager Treblinka, wie sich herausstellen sollte — vorerst ausgenommen waren u. a. Beschäftigte des „Judenrats“ und ihre Ehefrauen. Zum Schutz seiner Lebensgefährtin Teofila Langnas arrangierte Reich-Ranicki daher die Eheschließung mit ihr ebenfalls am selben Tag durch einen im selben Haus beschäftigten Theologen.

Reich-Ranickis Eltern, Helene und David Reich, wurden in den Gasammern von Treblinka ermordet. Sein Bruder Alexander Herbert Reich wurde am 4. November 1943 im Kriess Gefangenen- und Arbeitslager Poniatowa bei Lublin erschossen. Seiner Schwester Gerda war es mit ihrem Mann Gerhard Böhm bereits 1939 gelungen, nach London zu fliehen, wo sie 2006 im Alter von 99 Jahren starb.

Ende 1944 begann Reich-Ranicki aus Dankbarkeit für seine Befreiung bei der polnischen kommunistischen Geheimpolizei UB (Urząd Bezpieczeństwa) zu arbeiten, zunächst im noch deutschen Schlesien, wo er die Zensur organisierte, und danach als Einjakleiter, im Range eines Hauptmanns, für den polnischen Auslandsnachrichtendienst (MBP) der gegen Großbritannien gerichteten Spionage. 1948 wurde er Vize-Konful und nahm den Namen „Marceli Ranicki“ an, da sein Familienname „Reich“ zu sehr an die Deutschen erinnerte. Er wurde als Resident an die polnische Botschaft in London entsandt, wo er vor allem für Informationsbeschaffung zuständig war. In London hatte zu der Zeit auch die demokratisch gewählte polnische Exilregierung, mit nur noch geringer internationaler Anerkennung, ihren Sitz.

Gleichwohl galt Reich-Ranicki bei seinen Kollegen als „Intelligenzler“, mitunter auch als arrogant, und stieß auf entsprechend viele Vorbehalte. Schließlich hatte er in London eigenmächtig seinem Schwager ein Vi-

sum ausgestellt, ohne seine Vorgesetzten um Erlaubnis zu fragen. Sein Sohn Andrzej Alexander wurde am 30. Dezember 1948 geboren. Ende 1949 wurde er aus London abberufen und kehrte nach Warschau zurück. Trotz seiner Verdienste in der Geheimpolizei — er erhielt unter anderem zwei hohe zivile Orden 1946 und 1948 die „Medaille des Sieges und der Freiheit“ — endete seine Karriere abrupt. Der Geheimdienst und das Außenministerium entließen ihn Anfang 1950. Wegen „ideologischer Entfremdung“ schloß ihn die kommunistische Polnische Vereinigte Arbeiterpartei aus. Einige Wochen verbrachte er in Einzelhaft im Gefängnis, auch im Rahmen der ostblockweiten stalinistischen Aktion gegen „wurzellose Kosmopoliten“ und „zionistische Spionage“, die unter Jakub Berman in Polen nur sehr eingeschränkt durchgeführt wurde. Seinen späteren Anträgen auf Wiedereintritt in den polnischen Geheimdienst und Rehabilitation innerhalb der kommunistischen Partei wurde 1957 stattgegeben, entsprechend der Akteneinsicht eines Journalisten der deutschen Tageszeitung „Die Welt“ in die Personalakten des Ministeriums für öffentliche Sicherheit (MBP). Reich-Ranicki äußerte jedoch dazu, den Brief nie erhalten zu haben.

Aus dem Gefängnis entlassen, wandte er sich der Literatur zu und wurde Lektor für deutsche Literatur in einem großen Warschauer Verlag. Schon ab Ende 1951 begann er, als freier Schriftsteller zu arbeiten. Doch Anfang 1953 erteilten ihm die polnischen Behörden ein Publikationsverbot, das bis Ende 1954 in Kraft blieb. Er wurde 1955 Mitarbeiter des polnischen staatlichen Rundfunks, bei dem auch seine Frau arbeitete, und publizierte in Zeitungen, auch beim Zentralorgan der Kommunistischen Partei *Trybuna Ludu*.

Während einer Studienfahrt am 21. Juli 1958 in die Bundesrepublik Deutschland blieb Reich-Ranicki in Frankfurt am Main. Seine Frau war zuvor mit dem Sohn Andrzej in den Urlaub nach London gefahren, um eine Ausreise der gesamten Familie in bürokratischer Hinsicht zu erleichtern. Ab August 1958 arbeitete er als Literaturkritiker im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ). Der Feuilletonchef der FAZ, Hans Schwab-Felisch, schlug ihm vor, seinen heutigen Doppelnamen zu verwenden, was dieser ohne zu zögern auch tat. Mitglieder der Gruppe 47, Siegfried Lenz und Wolfgang Koeppen, halfen ihm unter anderem, indem sie ihn ihre Bücher rezensieren ließen. Der Leiter der Literaturredaktion der FAZ, Friedrich Sieburg, setzte bald jedoch Reich-Ranickis Ausscheiden aus der Redaktion durch. Ende 1959 zog er mit seiner Frau nach Hamburg-Niendorf. Den bei seiner Schwester Gerda gelassenen Sohn Andrzej beziehungsweise Andrew holte er von London nach Hamburg, wo er in die Internationale Schule gehen konnte. Von 1960 bis 1973 war er Literaturkritiker der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“. Er hatte dort schon sehr früh das Recht auf die Auswahl seiner Bücher, die er besprechen wollte, doch wurde er andererseits niemals zur Teilnahme an den Redaktionskonferenzen eingeladen.

Durch die Bekanntschaft mit dem Hamburger NDW-Redakteur Joachim Fest (ab 1973 auch Mitherausgeber der FAZ) erhielt Reich-Ranicki 1973 die Leitung der Literaturredaktion der FAZ. Ab 1986 beauftragte der von Fest eingeleitete Historikertreit immer mehr ihr Verhältnis. Bis zum offiziellen Arbeitsende 1988 hatte er die Freiheit, alle

Autoren, gleich welcher politischer Couleur, im Feuilleton der FAZ zu drucken.

Reich-Manicki setzte sich für eine klar verständliche Literaturkritik ein. Seine Devise, so Frank Schirrmacher, lautete: „Amarheit, keine Fremdworte, leidenschaftliches Urteil“. Sein Anliegen war es, über die Fachwelt hinaus für Literatur zu begeistern.

Gemeinsam mit anderen Literaturfreunden initiierte er 1977 den Ingeborg-Bachmann-Preis, der rasch zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Literaturwettbewerbe und -preise wurde.

Vom 25. März 1988 bis zum 14. Dezember 2001 leitete Reich-Manicki die Sendung „Das Literarische Quartett“ im ZDF, mit der er bei einem größeren Publikum einen hohen Bekanntheitsgrad erlangte. Die Sendung zeichnete sich durch eine lebhaft und kontroverse Diskussionskultur aus. In Fachkreisen war er auch vor dieser Sendung längst als „Literaturpapst“ bekannt und galt als der einflussreichste deutschsprachige Literaturkritiker der Gegenwart. Sein Einfluss durch das Literarische Quartett steht im Mittelpunkt des Schlüsselromans „Tod eines Kritikers“ von Martin Walser.

Reich-Manicki wurde auch über die Literaturzene hinaus populär. So kennen nach einer Umfrage 98 Prozent der deutschen Bevölkerung seinen Namen.

1968 und 1969 lehrte er an amerikanischen Universitäten, 1971 bis 1975 hatte er eine Gastprofessur in Stockholm und Uppsala inne. 1974 erhielt er die Stelle eines Honorarprofessors an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, 1990 die Heinrich-Heine-Gastprofessur an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und 1991 die Heinrich-Heinz-Gastprofessur der Universität Karlsruhe.

Reich-Manicki lebte zuletzt in Frankfurt-Dornbusch. Seine Frau Teofila starb am 29. April 2011 im Alter von 91 Jahren. Sein Sohn Andrzej (heute: Andrew Alexander Manicki) ist Professor für Mathematik (Topologie) an der Universität Edinburgh. Der britische Maler Frank Auerbach ist Reich-Manickis Cousin.

Zu Beginn seiner Autobiographie thematisiert Reich-Manicki, daß er „kein eigenes Land, keine Heimat und kein Vaterland“ hat. Seine Heimat sei im Letzten die Literatur gewesen.

Am 4. März 2013 gab Reich-Manicki bekannt, an Krebs erkrankt zu sein. Er starb am 18. September desselben Jahres im Alter von 93 Jahren in einem Pflegeheim in Frankfurt am Main.

Im Jahr 2006 entschied die Humboldt-Universität zu Berlin, Reich-Manicki die Ehrendoktorwürde zu verleihen.

Für sein Lebenswerk und seine Sendung „Das Literarische Quartett“ sollte Reich-Manicki am 11. Oktober 2008 der Deutsche Fernsehpreis verliehen werden. Unter spontanem Hinweis auf den „Blödsinn, den wir hier heute Abend zu sehen bekommen haben“, lehnte er die Auszeichnung ab. Moderator Thomas Gottschalk bot Reich-Manicki daraufhin eine einstündige Diskussionsrunde zur Qualität des deutschen Fernsehens zusammen mit den Intendanten von ARD, ZDF und RTL an, die er annahm. Hieraus ging ein Gespräch zwischen Gottschalk und Reich-Manicki hervor — ohne Beteiligung weiterer Personen; die zuvor von Gottschalk angesprochenen Intendanten verzichteten auf ihre Teilnahme. Das ZDF strahlte die in Wiesbaden aufgezeichnete, halbstündige Sendung aus gegebenem Anlaß am 17. Oktober 2008 im späten Abendprogramm aus.

Theodizee, Religionsverständnis

Im Auftakt zu einem Film über ihn gibt Reich-Manicki sein atheïstisches Credo wieder (zu sehen auf <http://www.youtube.com/watch?v=mSIADxIHC2g>). Er sagt: „Gott ist eine literarische Erfindung, es gibt keinen Gott. Das darf man in Deutschland nicht sagen. Wer will, mag glauben, daß es Gott gibt, ich kenne keinen Gott. Ich habe nie in meinem Leben einen Gott gekannt, auch nicht als Kind. Er habe das nicht begriffen, was das ist... Gott...?“

Im Falle des „Literaturprodukts“ Gott hält sich seine gewohnte Leidenschaft für alles Literarische jedoch in deutlichen Grenzen.

Er sagt: „Ich bin ein durch und durch areligiöser Mensch, einen areligiöseren Menschen als mich können Sie sich gar nicht vorstellen.“

Uwe Wittstock von der „Welt“ scheint den gottlosen Auftakt für gelungen zu halten und entdeckt weit mehr darin als nur Provokation:

„Dieser Filmauftakt ist vieles zugleich: Erinnerung an die jahrhundertalte Theodizee, also an die Frage, weshalb ein guter Gott das Böse in der Welt zuläßt, Erinnerung aber auch an die Hölle, durch die der heute so vielgeehrte Reich-Manicki einst ging — und nicht zuletzt eine Provokation, die sofort die Aufmerksamkeit des Publikums fesselt.“

Für viele wird die Theodizee anklagen, wenn Reich-Manicki seinem Publikum die Absurdität eines Gottglaubens im Rahmen seiner eigenen Biographie plastisch vor Augen führt: In den Jahren seiner Jugend nämlich, wenn er da an Gott geglaubt hätte, dann hätte sich ihm der Verdacht aufdrängen müssen, Gott gehöre der NSDAP an, denn er habe damals alles unterstützt, was die Nazis machten.

Man würde denken, seine atheïstische Haltung habe mit der einschneidenden Erfahrung der Judenverfolgung zu tun, den Erlebnissen im Warschauer Ghetto, der Ermordung der Eltern und des Bruders. Es scheint für viele angesichts einer derart dramatischen Biographie zwei Möglichkeiten zu geben: Entweder man kann nicht (mehr) an Gott glauben, weil derart Schreckliches erlebt wurde, oder der Glaube an Gott wird gestärkt, weil man trotz schrecklicher Erlebnisse überlebt hat. Doch das stimmt bei ihm nicht: Reich-Manickis Areligiosität hat mit der Judenverfolgung nichts zu tun. Schon erste Begegnungen mit religiösen Praktiken und Gedanken (in diesem Falle natürlich in Form der jüdischen Religion) waren ihm fremd und suspekt, wie er in seiner Biographie erzählt. Nach einigen wenigen Besuchen in der Synagoge habe er sich bereits „mit der schlichten Begründung, daß mich der Gottesdienst überhaupt nicht interessiere und schrecklich einschläfere“, als kleiner Junge jeden weiteren Kontakten entzogen. Ein geborener Areligiöser also, keiner, der seinen Glauben erst durch die Kraft der Argumente oder durch bittere Erfahrungen verloren hat. Revolte-Gefühle gegen Gott seien ihm fremd.

„Einer jüdischen Maxime zufolge kann ein Jude nur mit oder gegen Gott, doch nicht ohne Gott leben. Ich kann mich an keinen einzigen Augenblick in meinem Leben erinnern, an dem ich an Gott geglaubt hätte. Die Rebellion des goethegeschen Prometheus ist mir vollkommen fremd“ schreibt er und berichtet weiter von der Begegnung mit dem bekannten Lichtenberg-Aphorismus, demzufolge die Idee, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, in Wirklichkeit bedeute, der Mensch habe Gott nach seinem

Ebenbild geschaffen. Wie eine Erleuchtung habe dieser Satz auf ihn gewirkt, ein Satz, der im Grunde nichts anderes besagt, als daß Gott eine literarische Erfindung ist.

In einem Interview mit der „Welt“ meinte er:

„Ich war seit 1934, dem Jahr meiner Konfirmation, nie — mit einer unwichtigen Ausnahme — in der Synagoge. Mir war das schon als Kind unbegreiflich, daß jemand einen gedruckten Text liest und das für ein Gebet, ein Gespräch mit Gott hält. Ich habe diese Texte im Gebetbuch sehr wohl gelesen. Sie haben mich nicht beeindruckt und sehr enttäuscht, ich hielt sie für indiskutabel. „Gelobt sei der Ewige, der Ewige ist einzig, gepriesen sei der Name des Ewigen, denn Er ist einzig, gelobt sei Gott.“ Und immer wieder ein und dasselbe. Was soll das?“

Und Religion als kulturelle Größe, als normative Institution, als „moralische Instanz“? Auch da fällt das Gutachten eher negativ aus: Was er der jüdischen Religion vor allem vorzuwerfen habe, ließe sich am besten mit folgenden Versen aus dem Faust andeuten:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechtern

Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Bermunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.

Die Weigerung und Unfähigkeit, unzählige seit Menschengedenken existierende, aber längst sinnlos gewordene Gebote und Vorschriften abzuwickeln, sei es, die er an der mosaischen Religion nicht ertragen könne.

Und doch gibt es auch einen Berührungspunkt:

„Aber ich weiß zugleich und vergesse es nicht: Die Juden haben keine Schlösser und Paläste gebaut, keine Türme und Dome errichtet, keine Reiche gegründet. Sie haben nur Worte aneinander gereiht. Es gibt keine Religion auf Erden, die das Wort und die Schrift höher schätzen würde als die mosaïsche.“

Das kann ihm, dem Heimatlosen, dem ständigen Außenseiter, dem chronisch Unzugehörigen natürlich nicht fremd sein. Er liebt das Heine-Wort, die Juden hätten sich im Exil aus der Bibel ihr „portatives Vaterland“ gemacht.

„Ich glaube an das Gute und Geistige, das Wahre, Freie, Kühne, Schöne und Rechte, mit einem Wort an die souveräne Seiterkeit der Kunst, dieses großen Lösungsmittels für Haß und Dummheit. Man muß vielleicht außerdem an den lieben Gott und den Atlantic Pact glauben. Aber mir genügt das andere.“

Er hätte, so meint Reich-Manicki, auch Ausflucht in Vagheiten suchen können, habe aber stattdessen eine klare Antwort bevorzugt.

„Wir haben es sehr oft in der Literatur mit infantilen Büchern zu tun“ hörte man ihn beispielsweise schimpfen. „Ich habe diese Kindereien satt. Ich will das nicht. Ich will nur Autoren lesen, die erwachsene Menschen sind.“ Und über erwachsene Menschen lesen wir in „Mein Leben“: „Ich konnte nicht begreifen, daß erwachsene Menschen mehr oder weniger stumpfsinnige Texte murmelten und dies auch noch für ein Gespräch mit Gott hielten.“

Seine Literaturkritiken sollen ein radikales Bekenntnis zum menschlichen Geist, zur menschlichen Kultur, zur Kunst sein. Er will zwar nicht halberzig sein, will daher ein radikaler Atheïst sein, gerade dadurch aber wird er halbherzig. Reich-Manicki hat dabei

keine höhere Instanz als sich zugelassen. Wie er es schaffte, in den dunkelsten Stunden des Warschauer Gettos seine Frau zu finden, und wie sie auf wunderbare Weise überlebten, interessiert ihn schon, aber er erkennt nicht, wer ihn da gerettet hat. „Gott sei Dank“ sagen? Das kennt Reich-Manicki nicht. Nicht einmal, daß er Goethe gelesen hat, hat ihn davor bewahrt, halbherzig zu denken.

Am 2. Mai 1824 sagte Goethe zu Eckermann: „Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann er nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit... Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen.“

Goethe wollte vor allen Dingen eins: Die Welt genießen („greift nur hinein ins volle Menschenleben...“), aber nicht die von alten Männern gedichteten Kirchenlehren akzeptieren. Insofern hat Reich-Manicki Recht mit seiner Behauptung, Gott sei eine literarische Erfindung. Nur, Gott ist, anders als uns die Kirchen lehren, gar keine Person. So erkennt Gott nicht die Leiden der Menschen, weil er sie gar nicht so gut gemacht hat, daß sie ohne Leiden wären. Aber er hat uns mit einem freien Willen ausgestattet. Diesen können wir nutzen, um Niedriges zu lassen und Höheres zu erstreben.

Unsere großen Philosophen, wie Plato, Cicero, aber auch die Propheten, haben es anders gesehen als Reich-Manicki. Bei denen ist das eigentliche Leben das kommende. Reich-Manicki aber nimmt nur sein eigenes Denken so ernst, er verschließt sich vor den Großen der Welt.

Daß dabei freilich auch die religiösen Menschen viel Schuld tragen, weil sie ohne zu denken glauben, hat er, wie wir oben gesehen haben, wohl gemerkt und daher seine materialistische Anschauung recht stark unterstützt gefunden. Tragisch, daß religiöse Menschen oft unfreiwillig mit ihren zu naiven Gedanken die Religion so schwächen, daß die Mehrzahl sich abgestoßen fühlt; andernfalls könnten Atheisten nicht so leicht argumentieren — sie würden vielleicht gar nicht existieren.

Nacktpornos als Laufhobjekt

Lehrer warnen vor „Sexting“

Besorgte Lehrer warnen vor einem neuen digitalen Phänomen: Immer mehr Schüler(innen) haben keine Scheu und verschicken Sexbilder über Mobiltelefon, genannt „Sexting“. Offensichtlich wollen Mädchen ihrem Freund zunächst eine nette Überraschung bereiten oder ihn an sich binden. In diesem Falle könnte man sagen, das sei privat. Doch wenn diese Bilder mißbräuchlich verbreitet werden, dann ist das für die Jugendlichen unerwünscht. Darauf sollten die Schulen die Eltern und Schüler aufmerksam machen.

Besorgt stoßen die Lehrer damit eine bekannte Debatte neu an. Denn viele Eltern wissen wenig darüber, was ihre Kinder in der digitalen Welt treiben.

Das „Sexting“-Problem ist den Schulleitern so wichtig, daß sie keine Zeit verlieren. „Wir ... stehen vor einem Problem“, schreiben fünf Pädagogen aus dem niederländischen Cloppenburg in einem Brief an die Eltern. Auf diesen Bildern seien auch eigene Schüler(innen) nackt zu sehen. Die Bilder werden über Soziale Netzwerke und Smartphones verbreitet. Juristische Fragen sind derzeit noch nicht genau geregelt. Es gibt noch kein Urteil dazu. In Deutschland kann Sexting bei Minderjährigen einen Verstoß nach § 184 b+c (jugendpornographische Schriften) begründen.

Käßmann schimpft über „Geisterkult“ Halloween



Das Geschäft mit Halloween läuft auf Hochtouren. Aber die Theologin Margot Käzmann kann dem Halloween-Fest nichts abgewinnen. Sie kritisiert das Gruselfest aus Übersee ungewohnt scharf. Es sei einzig und allein „inhaltsleerer Geisterkult“, sagt sie. Auf den Arm genommen muß sich nun die Kirche durch diesen Klamauk fühlen. Nur, ursprünglich war das Fest religiös.

Der Name „Halloween“ ist zusammengesetzt aus englisch „All Hallow's Eve(ning)“ und bedeutet „Vorabend zu Allerheiligen“. Es ist ein Fest, das ursprünglich aus Irland stammt, dann über die Einwanderer nach Amerika kam. Nun ist es auch in Europa verbreitet. Es soll vom altirischen Fest Samhain (geprochen säwenj) = „Sommerende“ stammen. Dies Wort ist zusammengesetzt aus ‚sam‘ = Sommer und ‚fuin‘ = Sonnenuntergang, Ende (verwandt mit lat. ‚finis‘ = Ende).

Das Samhain/Halloween-Fest symbolisiert den Beginn des dunklen Halbjahres. An diesem Tag — so glaubten die Kelten — sei die Grenze zwischen den Welten wie auch an Beltane offen. Aus diesem Grund nahm man an, daß die verstorbenen Ahnen in dieser Nacht auf der Erde wandeln, um ihre Verwandten zu besuchen. Um ihnen den Weg zu leiten, stellte man Lichter in den Fenstern auf. Andere Interpretationen (z. B. Ellis) sagen, daß sich die Geister der Verstorbenen an den Lebenden rächen wollen und Unheil bringen. Deswegen war es wichtig, sich zu verkleiden, um einerseits von den Geistern nicht erkannt zu werden oder sie andererseits selbst zu erschrecken. Beide Interpretationen finden sich noch heute sowohl in den leuchtenden Kürbissefchern als auch in den nordamerikanischen Spuk-Verkleidungen des Halloween, das von irischen Auswanderern verbreitet wurde und mittlerweile auch in Deutschland an Popularität gewinnt.

Die Feier des Samhain hat in verschiedener Gestaltung als Feier zu Ehren der Toten überlebt. In Irland, Schottland sowie im gesamten Verbreitungs- bzw. Siedlungsraum der Kelten (z. B. Wales) fand das Fest „Feile na Marbh“ („Feier der Toten“) an Samhain statt.

Deutschland ist im Herbst im Halloween-

Fieber. Mehr als 30 Millionen Euro Umsatz machten im vergangenen Jahr allein die Unternehmen der Fachgruppe Karneval im Einzelhandelsverband HDE mit dem Gruselfest. Zehn Jahre zuvor waren es noch 12 Millionen Euro. Von Zuwachsraten um die 40 Prozent wie im Jahr 2008 sind die Firmen zwar inzwischen weit entfernt. Doch Fachgruppen-Chef Dieter Tschorn sieht immer noch Potential im Geschäft mit dem Grusel. Vor allem der Partybereich werde noch wachsen, sagt er. „Die Leute suchen nach Entspannung, nach Partys und dem Fest mit Freunden.“

Halloween nur aus Kommerzgründen

Laut einer Umfrage des Marktforschungsinstituts Trend Research empfinden auch viele Deutsche Halloween als kommerzialisiertes Ereignis: 36 Prozent finden es nicht gut, daß das Gruselfest hierzulande immer mehr gefeiert wird, 30 Prozent ist es egal. Trotz des Halloween-Kummels findet die Theologin Margot Käzmann, daß der 31. Oktober für die Menschen weiter als Reformationstag gelten sollte. „Deutlich ist doch, daß Halloween aus Kommerzgründen eingeführt wurde“, sagte die 54jährige. „Luther wollte gerade die Furcht der Menschen vertreiben und sagen, ihr müßt keine Angst vor Geistern haben. Ich finde es geradezu bizarr, daß am Tag des Reformationstages nun so ein Geisterkult in die Welt kommt, der letzten Endes inhaltsleer ist.“

Ein Geisterkult wäre für mich auch die Behauptung, in der Oblate sei der Leib Christi enthalten. Auch das ist für mich ungeheuer unflug. Die Kirchen sollten aufhören, mit mittelalterlichen Riten die Gläubigen zu quälen. So müßte die Sitte, die Interpretation von hoc est corpus meum („das ist mein Leib“) wirklich zu nehmen, geändert werden, wie bereits Calvin es wollte. Er interpretierte „hoc est = hoc significat“, d. h. „das bedeutet meinen Leib“.

Ja, fürwahr, der kitschige Halloween-Geisterkult ist kein religiöser Kult, sondern nur eine Veralberung von religiösen Gefühlen und ein Schauspiel, das wir sehen müssen. So gesehen ist aber auch ein gewisses Schauspiel bei der Kirche zu beobachten, indem sie wiederholt, was vor 2000 Jahren geschehen sein soll. Die Geister der Verstorbenen werden da zwar kaum gerufen, aber immerhin bei den Katholiken die Heiligen. Auch werden die Verstorbenen als reine Idee, die keine konkrete Gestalt annimmt, verstanden. Und schließlich ist Gott auch Geist, soll sogar auch noch einen „heiligen Geist“ haben. Das sollen wir alles genau wissen und kapieren, meint die Kirche. Dabei hat sie selbst schuld, wenn so kitschige Riten aufgebraucht werden wie bei Halloween, indem sie die alten Riten zu inhaltsleeren und nicht mehr verstandenen Zeugen einer längst vergangenen Zeit hat werden lassen. Ohne die Kirche, die eine reine Gedächtnisreligion praktiziert, hätte Halloween kaum eine Chance.

Die sog. „Glaubenswahrheiten“ werden heute nicht mehr so verstanden, wie es im Altertum und Mittelalter der Fall war. Man kann heute nicht mehr verlangen, das Gehirn abzuschalten. Daher wird nun Halloween ein gänzlich atheistisches Fest, wo nur noch ein Klamauk übrig blieb vom früheren Anrufen der Toten, und die Kirchen gleichzeitig ausbluten. Ja, wenn es keinen Sinn mehr gibt für übersinnliche Phänomene, dann werden diese veralbert.

Sprach Rosemary Alt- Ägyptisch?



Abb.: Der Gott Amun. Bild: Jeff Dahl.

Durchgaben auf Altägyptisch



Dr. Fred. S. Wood, Organist und Komponist Mus. Dr. Frederic Herbert Wood aus Blackpool behauptete, seine Kollegin Rosemary spreche in Trance Altägyptisch. In vielen Abhandlungen und auch Büchern gab er zum Besten, wie sich Altägyptisch im Neuen Reich angehört haben sollte. Auch zwei Schallplattenaufnahmen, wo Rosemary altägyptisch sprach, ließ er anfertigen, so 1938 im Internationalen Institut für parapsychologische Forschungen (psychical research) in London. Da nun aber im Internet

endlich die zweite Schallplattenaufnahme aufgetaucht ist, und anlässlich von Dr. Woods 50. Todestag im Juni, wollen wir im Folgenden genauer darauf eingehen.

Die im Netz befindliche Aufnahme wurde 1964 dem Freiburger Parapsychologen Prof. Bender vorgestellt.

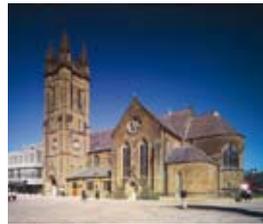
Dr. Wood wurde am 16. Juni 1880 in Berhamapur (englisch Berhamapore), Indien, als Sohn von Missionaren geboren.



Henry Dennis Aufgewachsen ist er in Nottinghamshire, seine Familie hatte sich in Long Eaton angesiedelt. Sein Großvater war der berühmte viktorianische Komponist Henry Dennis (1818 — 887), der durch seine Hymne Euphony weltweiten Ruhm erlangte. — Später zog Wood nach Blackburn, wo er für seinen Dokortitel in Musik studierte und außerdem als Lehrer und Dirigent arbeitete.

Der Erste Weltkrieg führte ihn nach Blackpool, als Mitglied des Royal Army Medical Corps, bei Squires Gate stationiert.

Sein musikalisches Talent diente für einen guten Zweck sowohl in der Offiziersmesse als auch in Kirchengemeinden. Noch in seiner Militärflucht wurde er Organist an der Christ-Kirche und im Jahre 1918 Organist an der St. John-Kirche, wo er für die nächsten 45 Jahre wirkte.



St. John, Blackpool

Die Familie wohnte in der Hornby-Straße. Es war eine Adresse, die in der ganzen Welt bekannt wurde, Dank der einzigartigen und sehr erfolgreichen Fernkurse für angehende Musiker, die er abhielt.

Als Gründungsmitglied des Blackpool Rotary Club reifte Wood auch ausgiebig als Festival-Wertungsrichter. Er unterrichtete an einer Reihe von Schulen einschließlich der Mädchen-Oberschule.

Als Dirigent der Gemeinde-Kirchenmusik-Gesellschaft war er zudem Dozent an der Universität vom Liverpool Extension Board.

Trotz dieser vielen Aktivitäten durfte nichts an seiner Arbeit als Komponist stören. Sein umfangreiches und einst populäres Werk enthält Orgel- und Chormusik, Lieder und Instrumentalwerke. Besonders aber sind seine Hymnen hervorzuheben. Ein hervorragendes Violinkonzert wurde zu einem festen Bestandteil des beliebten Orchesterkonzerte am North Pier.

Aber es gab noch eine andere Seite seiner Persönlichkeit, und das bringt uns zurück zu unserem Thema. Man kennt Dr. Wood heute meist nur noch durch seine vielen Bücher über parapsychologische Forschung.

Nach dem Tode seines Bruders Dennis suchte Wood Trost durch ein Medium. Und so lernte er Rosemary kennen.

Diese glaubte, sie sei die Reinkarnation eines syrischen Mädchens mit dem Namen „Vola“, das in Ägypten während der Herr-

schaft von Amenophis III. (Amenhotep III.) gelebt hatte. Der Pharao regierte von 1388—51, also im Neuen Reich. Zu hören ist angeblich die Stimme von „Lady Nona“ („Telika Ventur“, eine babylonische Prinzessin und Amenhoteps spätere Gemahlin.

Rosemary war aber nur ein Pseudonym. Ihr wirklicher Name war Ivy Carter Beaumont. Sie war eine ortsansässige Lehrerin, geboren 1896; der Vater Mayall Beaumont (1846—1906), die Mutter Emily Hirst (1850—1937). („Ivy“ bedeutet „Efeu“.)

Sie kam im Jahre 1921 zu ihm, um Gefangensunterricht zu nehmen.

Er erkannte, daß es für ihn die Sensation seines Lebens war, daß sie eine altägyptische Prinzessin, als Nona bekannt, zu kontaktieren beanspruchte. Der Fall erregte viel Aufsehen und neigte dazu, Woods viele musikalische Leistungen zu überhatten.

Wood erforchte das Phänomen fortan und war überzeugt, daß Irvys Behauptungen nicht gelogen waren. Er transkribierte ihre Worte, wenn auch nur in der englischen Orthographie, obwohl diese Sprache durch ihre starke Mehrdeutigkeit der Schreibung dazu am wenigsten geeignet ist. Gleichzeitig erkannte er, daß Rosemary nur die Laute aussprechen konnte, die im Englischen auch vorkamen. Die typischen semitisch-aramäischen Laute des Ägyptischen konnte sie nicht sprechen, als da sind das „Seihere Zeichen“ (Worderarm, hebräisch \aleph) und der Stimmanfang \aleph (Weißer Geier [Neophron perenopterus], hebräisch \aleph s), wie er z. B. im deutschen Wort „beachten“ vor dem „a“ zu hören ist. (Die englische Sprache kennt diesen Laut aber auch nicht.)



Innere von St. John

Man würde aber fehl gehen, wenn man sagte, es sei dann gar kein Ägyptisch, wenn diese Laute fehlten, denn der heutigen israelischen Aussprache des Hebräischen fehlt auch der \aleph , und die Sprache klingt daher so, wie sie ein Jude, der deutsch oder jiddisch spricht, aussprechen würde; es wäre also auch nicht richtiges Hebräisch, und auch die emphatischen Laute, wie sie ja für semitische Sprachen typisch sind, spielen in der Aussprache für heutige Juden keine Rolle mehr (mit Ausnahme von arabischen Juden).

Es geht bei den Durchgaben ja darum, wieviel „positive Mehrleistung“ ein sogenanntes Medium empfangen kann. Diese ist sehr gering, so daß man sich leicht denken kann, daß Fehler oder sogar Unsinn von Rosemary durchgegeben wurde. So würde man also von vornherein diese Art von Durchgaben ablehnen. So kam es auch dazu, daß sich ein Ägyptologe, der von Wood zu Hilfe gerufen wurde, weigerte, bei so einer spirituellen Sitzung mitzumachen. Ein anderer, Prof. Howard Hulme aus Brighton, nahm sich von 1933 an die Zeit, die Untersuchung an Rosemarys Durchgaben vorzunehmen, die man hätte durchführen müssen.

Mehrdeutigkeiten werden aufgelöst

Im Altägyptischen werden nur Konsonanten geschrieben, außer bei ausländischen Namen. Daher können wir die genaue Aussprache nicht mehr wissen, auch wenn sie für die alten Ägypter klar war, weil sie an den

Zeichen, die für sie auch etwas über die Vokale sagten, die richtige Aussprache erkannten. Besonders wenn es sich um die Muttersprache handelt, können so viele Einzelheiten aus der Kenntnis der gesprochenen Sprache erschlossen werden. Leider ist aber Altägyptisch bereits zur Zeit der Römer ausgestorben, und nur die allerletzte Aussprägung, die Koptische Sprache, kann noch zur Not herangezogen werden. Rosemary behauptete jedoch zu wissen, was die Ägyptologie nicht wußte.

3. B. wird die Wasserlinie ~~~~~ nur mit einem n transkribiert, ohne daß man den Vokal weiß. Wood gab dafür an:

- n, (Vergangenheit) = "an"
- n, (Dativ-Partikel; „nach, wegen“) "an"
- n, (Genitiv-Partikel „von“) "ni"
- n, (Negation, „nicht“) "in"
- n, (Suffixpron.: „wir, unser, uns“) "en".

Ein weiteres Beispiel: Die genaue Aussprache des Wortes für „Gott“ ꜥ (Fähnchen) ist nicht bekannt. Für das ägyptologische Konsonanten-Skelett ntr oder ntr gibt Wood an: natára. Die Gelehrten versuchen, die älteste Aussprache mit natára zu erschließen, was mit Wood gut übereinstimmte.

Wie wurde das Wort „Pharao“ gesprochen? Die Ägyptologen können nur das Skelett prꜥ für die Hieroglyphen ꜥ (Haus + groß) angeben; Gardiner nennt die hypothetische Aussprache páru. Wood gibt jedoch an, das Wort sei zu sprechen férán(g) (ang wie nafaliertes á).

Eine Besonderheit der Aussprache nach Wood ist, daß P oft wie F oder V gesprochen werden soll. Man darf eine Analogie zu Hebräisch ziehen: Mit Punkt ist das Zeichen Pe = p (פ), ohne (פ) = f.

Auch auf andere Kleinigkeiten, die man in der normalen Ägyptologie wegläßt, war hier etwas zu erfahren. So erwähnt Wood, daß die Aussprache des Mundes ꜥ (ro) nicht immer nur r sein kann, denn es sind sonst merkwürdige Aussprachen zu erwarten wie die des Namens des Gottes Ba'al (Konsonantenskelett brꜥ), der so zu Ba'ar würde. Vielmehr muß das Zeichen manchmal wie l gesprochen werden. Auch das br transkribierte Wort für „die Augen“ ꜥ lautet auf koptisch bal, dieselbe Aussprache wird man für Altägyptisch anzunehmen haben.

Die ins Netz gestellte Aufnahme beginnt in Woods Buch „This Egyptian Miracle“, 3. Aufl. 2003, Kessinger Publishing, deutsch „Dieses ägyptische Wunder hier“ auf S. 191, Nr. 1183. Die Qualität ist sehr mäßig, aber wenn man das Buch hat, kann man einiges hören und die Worte verstehen.

Beweise schwer möglich

Die Möglichkeiten, solche überflüssigen Berichte zu überprüfen, sind sehr mäßig. Ja, man kann sagen, daß die Experimente stets so ausgehen, daß man nur dann etwas sagen kann, wenn man wirklich dabei war. Es wird daher nie gelingen, solche Behauptungen ganz zu beweisen. Auch gab es bereits in der Antike viele Möglichkeiten, diese Sprache auszusprechen. Wir kennen das schon von den griechisch überlieferten Königsnamen. Die Sonne ☉ wird nach dem Koptischen heute bei uns meist rē ausgesprochen, in den angelsächsischen Ländern aber rā, nach dem Königsnamen Ramses. Auch die Funde keilschriftlicher Wiedergabe ägyptischer Namen in Tel Amarna z. geben dieses a wieder. Die Keilschrift gibt nämlich im Gegensatz zu den Hieroglyphen die Vokale wieder. Auch andere altägypti-

sche Namen zeigen in der Keilschrift noch a für späteres o und u. So lieft man für den Gott Amun in Keilschrift Amāna und Amānu. Die Sonne wird in Keilschrift wieder anders transkribiert; nämlich rīa. Wieder anders ist die durch Griechisch, Lateinisch und Koptisch überlieferte spätere Aussprache; sie hat sich also wie bei allen Sprachen mit der Zeit geändert. Es gab eine Lautverschiebung hin zu dunkleren Vokalen, also a → o → u und wieder zurück zu o.

Nun sind Spiritisten auch dann nicht beliebt, wenn sie einen Dokortitel haben. Daher bekämpfte man Wood: 1) Er oder Rosemary hätten die ägyptische Sprache, soweit sie bekannt war, so gut gelernt, daß sie sie genau kannten und daher aus den Lehrbüchern heraus vieles wußten. 2) Wood habe Prof. Hulme so beeinflusst, daß dieser glaubte, Altägyptisch zu hören. Im Nachhinein kann man das nicht mehr beweisen, wobei man aber bemerken muß, daß Hulme ja Fragen stellte und Rosemary diese sofort beantwortete. Gegner Woods erklärten dagegen, an einer Séance teilzunehmen sei für sie unter ihrer Würde und lehnten daher die Prüfung ab; das hielt sie aber nicht davon ab, hinterher dreist zu behaupten, Wood habe gelogen.

Rosemary alias Ivy verließ diese Welt am 30. März 1961. Dr. Wood folgte ihr am 16. Juni 1963, nicht ohne vorher noch ein Buch über die Überwindung des Todes geschrieben zu haben: *Through psychic door, the facts of dead and human survival*, Philadelphia 1954. Über seine durchaus hörenswerte Musik siehe Franke-Altman, *Tonkünstlerlexikon*, Leipzig 1927, sowie Hull, *A dictionary of modern music and musicians*, 1924. Auf CD sind Orgelstücke von ihm erschienen: *Scenes in Kent*, sowie als Video-DVD: *Sunrise on Stonehenge* (Salisbury Cathedral).

Nun Wood als Betrüger abzustempeln ist wohl nicht richtig, denn er muß von der Echtheit von Rosemarys Ägyptisch völlig überzeugt gewesen sein. Anders wären seine spirituellen Bücher, die tiefe ergebene Frömmigkeit ausdrücken, nicht zu verstehen.

Auch ist die Tatsache, daß man mit den von Wood angegebenen Hinweisen zur Aussprache viel schneller Altägyptisch lernen kann als mit allen anderen Methoden, jedenfalls eine Hilfe, die wir durch seine Arbeit heute haben. Und sogar ein Ägyptologe, Prof. Hulme, hat diese ja bestätigt. Die Sprachdatei ist nun hörbar bei:

<http://www.youtube.com/watch?v=6SM4IQ6BVqs>

Näheres über die Aussprache, die Rosemary angab, sowie Allerweltsredensarten für viele, die spielerisch ägyptisch lernen wollen, findet man auf

<http://www.floating-world.org/egyptpeak.htm>

Hieroglyphen, Louvre. Abb.: Guiff. Blanchard



Hunderte Übergriffe auf Christen in Deutschland

In Deutschland sind im vergangenen Jahr nach ÖZG-Informationen 414 Christenfeindliche Übergriffe verübt worden. Zu den erfaßten Delikten zählen Gewalttaten, Kirchenschändungen und Diebstahl.

Nach Informationen der „Bild“-Zeitung hat das Büro für Demokratische Institutionen und Menschenrechte der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) 2012 insgesamt 414 Übergriffe auf Christen und christliche Einrichtungen in Deutschland registriert.

Das geht den Angaben zufolge aus dem aktuellen ÖZG-Bericht über Haßverbrechen gegen religiöse Minderheiten hervor, der im Oktober vorgestellt wurde. Der Bericht listet für Deutschland im Jahr 2012 genau 414 christenfeindliche Straftaten auf, 18 davon gewalttätig.

Auch Diebstahl ist ein Problem

Zu den Straftaten hätten auch vier Fälle von Friedhofs- und 19 Fälle von Kirchenschändungen gehört, hieß es weiter.

Drei Anschläge hätten evangelische Gotteshäuser, zehn andere katholische Kirchen betroffen. In 16 weiteren Fällen seien christliche Kirchen und Einrichtungen bestohlen oder mit Graffiti-Sprüchen beschmiert worden.

Anschläge auch in Hamburg

Am 22. Dezember 2008 war die Sakristei der katholischen St.-Bernhard-Kirche in Poppenbüttel ausgebrannt. Am 4. Februar 2009 wurde eine Panzerglasscheibe der Wicelin-Kirche in Safel zerstört. Im November 2009 gab es Anschläge in der Poppelbüttele Simon-Petrus-Kirche und in der Marktkirche.

Die Anschläge zeigen, daß man heute vor der Religion keinen so großen Respekt mehr hat als früher. Soweit wir wissen, werden sie auch meist nicht aufgeklärt. Ein Hausmeister, den wir kennen, pflegte zu sagen, wenn er von einer abgebrannten Kirche hörte: „Ein Halleluja-Schuppen ist abgebrannt.“

Pastoren=Wike

Inzwischen hat sich die Kirche, besonders die evangelische, auch schon etwas angestrengt, nicht so steif zu wirken. Daher gibt es im Internet zahlreiche Pastoren, die Wike über sich und die Kirche verbreiten.

Folgenden Witz aus der Hand eines evangelischen Pastors fanden wir im Netz:

Zwei Pastoren unterhalten sich. Der eine: „Ich habe neulich in meiner Kirche Fledermäuse entdeckt. Wie kann ich sie nur wieder hinausbekommen?“ Der andere: „Machen Sie es so wie ich. Ich hatte auch Fledermäuse in meiner Kirche. Da habe ich sie getauft und konfirmiert, und nicht eine ist je wiedergekommen.“ —

Meine eigene Erfahrung ist, daß Pastoren oft viel zu viel herumschwafeln von Erlebnissen, die sie nicht selbst hatten, sondern andere, besonders in der Antike. Sollte Ihr Pastor mal zu weit ausgeholt haben, was Jesus alles vollbracht habe, dann fragen Sie ihn: „Sehr beeindruckend, was Jesus alles getan hat, aber sagen Sie mal, was macht er eigentlich gerade im Augenblick?“



Die Markt Kirche in Poppenbüttel Eine Kirche öffnet sich

Unsere Kirchen haben immer weniger Lust! Die Alten und Stichen werden dort zwar gern gesehen, aber junge Leute machen nicht mehr so gerne mit. Eine solche Meinung habe ich nicht aus dem Armel gezogen, sondern aus Neugier selbst erfahren.

Neulich schaute ich vor dem Mdi-Laden in Poppenbüttel auf eine Tafel, die dort am Gehweg stand. Man bot jeden Donnerstag ab 16 Uhr eine Sprechstunde an, in der Kapelle neben der Kirche. Also, ich muß sagen, nach einigem Suchen fand ich sie auch, freilich nicht leicht, weil man nicht darauf gekommen war, daß Fremde sich nicht auskennen.

Auch ich war also erfreut, als ich sie gefunden hatte, doch kam es auch wieder so, wie ich mir das vorgestellt hatte. Ich trat ein und sah einige nicht mehr jugendliche Damen, von denen zwei blieben — die anderen gingen weg. Die beiden ergänzten sich vom Temperament her und sprachen mit mir. Ich mußte sogleich fragen, ob sie für ihre Zeit in der Kapelle Geld bekämen. Das nicht, sondern sie machten alles ehrenamtlich, sagten sie. Das mußte ich loben. Daran anschließend sagte ich aber auch: „Es ist nämlich viel leichter, Gott zu loben, wenn man dafür Geld bekommt, wie es bei einem Pastor der Fall ist.“ Und erzählte auch, daß ich als Lauffpruch „Klagelieder Jeremia“ erhalten hatte.

Gefragt, warum ich denn gekommen sei, erzählte ich meine Geschichte:

„Vor Jahren, als ein Pastor hier war, mußte ich wegen des Todes der Mutter eines meiner Nachhilfeschüler vorbeikommen. Statt daß ich nun vom Pfarrer begrüßt und hineingeführt wurde, sagte er mit eisfalter Stimme: ‚Ich würde mich an Jesus wenden.‘ Was ich erstaunt und verlezt befolgte, denn ich setzte mein Bemühen, den Pfarrer kennenzulernen, nicht fort, sondern sagte kühl: ‚Ach ja, auf Wiedersehen‘ und ging rückwärts wieder aus dem Gemeindehaus hinaus. Der Pfarrer sah mich mit aufgerissenen Mund an; er wird doch nicht meine Sprüche so wörtlich nehmen, muß er gedacht haben. Würde ich gar zu Hause im Telefonbuch nachsehen, was Jesus für eine Nummer hat? Daß der Pastor mich gleich an seinen höchsten Vorgesetzten verwies und

zu faul war, mich selbst zu beraten, ärgerte mich, so daß ich nie wieder erschien.“

Das heiterte die beiden Damen auf. Dies wiederum erfreute mich auch.

Dann erklärte ich den Grund meines Kommens: „Nun möchte ich nach längerer Zeit mal wieder erscheinen und bin gespannt, was ich diesmal erleben werde.“

Erstmal konnte ich aber nicht viel Hilfe haben, denn die beiden konnten gar kein Griechisch und Latein, so daß ich die Bibel nur übersetzt zitieren konnte, was mir mißfiel. Zum Schluß fragten sie noch, was denn mein schönstes Erlebnis in ihrer Kirche gewesen sei. Ich erzählte ihnen folgendes:

Ich war einmal hinter einer Poppenbütteler Fußballerin her, und so kam es, daß ich zur Hochzeit einer Vereinskameradin auch in der Marktkirche war. Es sollte jemand ein Bild von der Trauung aufnehmen, was aber mißglückte. Aber ich, als ob ich eine Ahnung gehabt hätte, schloß ein Bild. Es war das Einzige, was man hatte. Als die Braut das erfuhr, war sie außer sich vor Freude, und ich bekam zum Dank einen Kuß von ihr.

Nun aber zurück zu meinem neuerlichen Besuch:

Als ich die Kirche nach dem Gespräch verließ, dachte ich daran, daß mir eigentlich der Besuch gar nichts gebracht hatte, denn ich hatte weder einen Gott noch Engel gesehen noch eine persönliche Inspiration erhalten. Lediglich eine Aussage hatte ich bestätigt erhalten: daß Kirche mir immer schon öde und verlassen vorkam. Daß viele die Kirche meiden, kann ich damit ja verstehen, denn die jetzige christliche Religionsausübung ist, wie der frühere Leiter des „philosophischen Quartetts“ im Fernsehen, Volker Panzer, meinte, ja nur eine Gedächtnis-Religion, genauer, wie er sagte, eine „atheistische Gedächtnisreligion“. Es wird nur einfach wiederholt, was vor zweitausend Jahren aufgezeichnet wurde, dann noch kommentiert, aber keine neue Durchsage mehr erwartet, wie es z. B. die Neuapostolische Kirche und Sekten praktizieren. Also, langweilig, noch dazu, wenn man Griechisch und Latein gut kann.

Nun war ich ja in eine Kirche gegangen, die allerdings nicht wenig Gottesdienstbesucher hat, im Gegensatz zu anderen Kirchen, die geschlossen werden müssen.

Aber die Kirche war dennoch nicht die beste, wenn sie nicht gute Theologen hat. Also schrieb ich an die jetzige Pfarrerin. Heute noch habe ich keine Antwort erhalten. Das ist aber nichts Besonderes, denn ich muß meist mehrere Male an denselben Pfarrer schreiben, wenn ich die Güte einer Antwort erhalten will. Das Schlimmste war, als ich immer wieder an die Ludwigshafener Kirche schrieb, wo ich die Konfirmation erlebt hatte. Es kam nie eine Antwort, denn niemand war für mich noch zuständig, der sich einiger kleiner Zeilen bedient hätte.

Offenbar muß ich viel mehr Geld haben, wenn die Herren und Damen Pastoren antworten sollen. Denn so ein Kleiner wie ich darf nicht auf Antwort von so großen Leuten hoffen. Sogar ein Jesus, der immer wieder mahnt, muß einst die Verachtung gespürt haben, als man die Kleinen einfach unterpflügte:

„Seht zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angeficht meines Vaters im Himmel.“ (Mt 18,10)

Nun, ich denke, daß uns mein Schutzengel, den ich nach obiger Stelle habe, nicht im Stich lassen wird.

Die an den Geistlichen

zu übende Seelsorge.

Durch Beispiele erläutert

von

Dr. Richard Löber.

Leipzig.

U. Reichert'sche Verlagsbuchh. Nachf.
(Georg Böhme).

1902.

Seelsorge an Geistlichen

Daß Geistliche Seelsorge betreiben sollen, muß man doch annehmen, aber nun habe ich ein Buch gefunden, das die Dinge umdreht: Da muß jemand an den Geistlichen Seelsorge betreiben! Es heißt: „Die an den Geistlichen zu übende Seelsorge“, erschien 1902 und stammt von dem Theologen Dr. Richard Löber.

Der Text des Buches zerfällt in sechs Teile, die Seelsorge soll geübt werden an einem unzufriedenen Geistlichen, an dem geistreich-weitherzigen Geistlichen, an dem träumerischen Geistlichen, an dem freisinnigen Geistlichen, an dem radikalen Geistlichen, an dem eifrigen Seelsorger.

Zur damaligen Zeit war es sehr schwer, sich zu äußern, da noch der Paragraph „Religionsvergehen“ galt, nach dem Kritik an den Kirchen verboten war. Doch sind immerhin interessante Einzelheiten enthalten. In Hamburg bestand nach Löber um 1900 zwar eine sehr große Lehrfreiheit, aber in der Theorie die strengste und strikteste unter allen Landeskirchen im Deutschen Reich.

Es wurden zu der Zeit bereits die Dogmen angezweifelt, indem tapferere Männer Zeugnis ablegen von anderem, nicht kirchlichem Glauben. So erfährt man, daß es 1823 bereits wieder Arianer (glauben nicht an die Trinität) und Pelagianer (glauben nicht an die Erbsünde) gab.

Der „Gottmensch“ Jesus ist freilich für Löber die Hauptsache, die er vertritt, ohne zu reflektieren, daß auch Gott nicht richtig spricht, sondern immer nur über Propheeten, die irren können. So ist eine moderne, nicht pietistische Arbeit leider hier noch nicht vorhanden, denn das war zu der Zeit völlig unerwünscht.

Vielmehr ist die Lutherische Meinung „oportet oculos claudere“ („man muß die Augen schließen“, d. h. nicht denken, sondern nur glauben) noch immer die Hauptsache in diesem Werke, das nicht die moderne Psychoanalyse noch den Vergleich mit anderen großen Religionen kennt. Es ist aber dennoch amüßig zu lesen, da auch heute noch oft die Theologen solche Kritik an ihrer Denkweise bräuchten. Aber heute tritt noch ein weiterer Typ eines nicht ganz christlichen Geistlichen dazu: des (verkappten oder offenen) Atheisten, der z. B. wie die Barthianer die Existenz einer unsterblichen Seele ablehnt.

Neue Schriften

Zimmer wieder bieten wir Ihnen für Ihren Rechner schöne, oft vergessene Schriften im Fraktur-Charakter:

Elfen=Fraktur

W B C D E F G H I J K L
M N O P Q R S T a b c d e

Diese Frakturschrift mit dem ursprünglichen Namen „Siegess-Fraktur“ stammt vom Schriftkünstler M. Beck und wurde 1919 von der Schriftgießerei Hoffmeister in Leipzig geschnitten.

Peter=Jessen=Schrift

A B C D D E E F F G I J K K
L M N O P Q R S T a b c d e f

von Rudolf Koch, für Kirche und Haus.

Wählen Sie aus der größten Fraktur-Auswahl der Welt, aus nummehr ca. 340 Fraktur- und 34 Antiqua-Schriften. Bestellung/PDF-Profpekt: www.fraktur.biz

CDs der Edition Romana



Hugo Kauns Meisterwerk, seine 1. Symphonie „An mein Vaterland“ von 1888, die er in Milwaukee (USA) in sehr wachsender Erwartung seiner Heimat schrieb, sollte ein Liebhaber nordisch-verhaltener, getragener Musik, wie es un-

sere Hamburger sind, nicht missen. Der Meister sagte einst über die Musik: „Gute Musik muß deutsch sein!“ Dieses Werk, und auch andere von ihm, bieten wir als einzige an.

Preis der CD: € 12,- + 2,- Versand.

Bestellung beim Herausgeber. Mehr:

www.romana-hamburg.de/cds.htm

Buchempfehlung in Fraktur:

Emilie Fischer, „Pößnecker Bilder aus Großmutterns Kinderzeit“.

Die Großmutter der Malerin Clara Walthers berichtet, Erstmals als Buch herausgegeben von G. Helzel, Erstausfl. Taschenbuch 100 Seiten, darunter 8 Bildseiten, mit Anmerkungen, € 8,90.

Geboren 1818, kannte sie noch die Stadttore, fuhr als Erste ihrer Stadt mit der 1. deutschen Eisenbahn, erinnerte sich an Zeiten ohne Gas und Strom, ohne die moderne Technik, und machte sich Gedanken über alles Mögliche, was neu für sie war, aber auch, was sie noch erwartete. Wie die Menschen es früher schlechter hatten, wie weite Wege sie zu Fuß zurücklegen mußten, wie einfach das Leben noch war, aber was für immense Fortschritte es gab, und Fragen zur sozialen Lage werden behandelt.

Emilie Fischer

Pößnecker Bilder

aus Großmutterns Kinderzeit



berichtet von Dörte



Edition ROMANA Hamburg

Hamburger Kirchen verlieren

800 Mitglieder pro Monat

Die Kirchenaustrittswelle nach der Kritik an Bischof Lebak-van Elst erfasst auch Hamburg. Bis Oktober sind schon mehr Austritte als im gesamten Vorjahr in Hamburg verzeichnet worden.

Die Austritte umfassen sowohl die evangelischen als auch die katholischen Kirche. Wie eine Abendblatt-Umfrage in den Bezirken ergeben hat, überschreiten die Austrittszahlen von Januar bis Oktober 2013 schon jetzt das Niveau des gesamten Vorjahres.

kehrten im vergangenen Jahr zum Beispiel in den Bezirken Harburg, Bergedorf, Altona, Nord und Wandsbek 6183 Hamburger der evangelischen beziehungsweise katholischen Kirche den Rücken, so sind es von Januar bis Oktober 2013 bereits 6500. Die Zahl der Kirchenaustritte in allen sieben Bezirken dürfte bis Oktober bei mehr als 8000 liegen, also mindestens 800 Austritte pro Monat.

Obwohl der Bischof ein Katholik ist, trifft auch die Protestanten gegenwärtig ein stärkerer Abdruck. Gerade Menschen mit sehr geringer Kirchenbindung „brauchen oft einen Anlaß, der wie ein Tropfen ein Faß zum Überlaufen bringt, um aus Verärgerung auszutreten“, beobachtet Michel-Hauptpastor Alexander Röder. Ein solcher Anlaß könne „Limburg“ und das umstrittene „Neueröffnung-Engagement“ sein, fügt Röder hinzu.

Allein im Bezirk Nord traten im Oktober 221 Hamburger aus der evangelischen und 127 aus der katholischen Kirche aus. „Die Zahl der Austritte aus der römisch-katholischen Kirche ist zurzeit signifikant erhöht“, fügt Wolfgang Weper, Sachamtsleiter Standesamt im Bezirk Nord, hinzu. Ähnlich ist die Lage in Eimsbüttel und Bergedorf. Lag der monatliche Durchschnitt bei den Kirchenaustritten im Bezirk Eimsbüttel im vergangenen Jahr bei 132, so waren es im September bereits 163 und im Oktober 232. Und Dirk Baffer, Sachamtsleiter des Bergedorfer Standesamts, sagt: „Dieses Jahr sind es bisher relativ viele Kirchenaustritte – und zwar 502.“ Zum Vergleich: Im gesamten Vorjahr waren es 467. In Wandsbek erklärten bis zum 7. November mehr als 1800 Mitglieder ihren Kirchenaustritt (2012: 1740).

Die evangelische Kirche reagierte derweil mit Bedauern auf diese Entwicklung. „Jeder Kirchenaustritt ist schmerzhaft“, sagt Matthias Bencert, Sprecher der Nordkirche. „Wir prüfen uns ständig selbstkritisch, wie wir als Institution glaubwürdig handeln. Wir appellieren an alle Kritiker, in der Kirche zu bleiben und sich zu engagieren, weil unsere Kirche für Diskurs und kritische Auseinandersetzungen steht.“ Niemand müsse austreten, um Kritik oder Protest zu verdeutlichen. Um Mißstände zu beseitigen, könne man auftreten, empfiehlt er. „Im Übrigen verlieren gegenwärtig viele Institutionen und Organisationen in der Gesellschaft ihre Bindungskraft – von den Gewerkschaften bis zu den Sportvereinen.“

Einige treten zwar wieder ein, aber es reicht nicht, denn die Kirchen verlieren viel mehr Mitglieder als eintreten. Man kann nur mal die Frage stellen: „Muß man noch an die Theologie der mittelalterlichen Kirche glauben?“, schon wird man sehen, wie verstimmt die Kirche reagiert!

Wolf Jobst Siedler †



Siedler wurde am 17. Januar 1926 als Sohn des gleichnamigen kaiserlichen Diplomaten und späteren Syndikus und Justitiars des „Reichsverbandes Papier und Pappe“ in Berlin geboren. Zu seinen Vorfahren gehören u. a. der Bildhauer Johann Gottfried Schadow und der Musiker Carl

Friedrich Zelter. Sein Onkel ist der bekannte Architekt Eduard Jobst Siedler. Seine Eltern waren mit Otto Hahn befreundet.

Zusammen mit Ernst Jünger jr., dem Sohn des gleichnamigen Schriftstellers, wurde er 1943 wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet und von einem Kriegsgericht zu neun Monaten Zuchthaus und danach zur „Frontbewährung“ verurteilt. Das Kriegsende erlebte er an der Front in Italien, wo Ernst Jünger jr. 1944 fiel und er in britische Kriegsgefangenschaft geriet.

Nach seinem Studium der Soziologie, Philosophie und Geschichte an der Freien Universität Berlin arbeitete er fast zehn Jahre als Journalist, vor allem für den Berliner Tagespiegel, die Neue Zeitung und Der Monat. Einen Höhepunkt dieser Laufbahn erlebte er mit der Berufung zum Chefredakteur des Feuilletons beim Tagespiegel.

1963 trat Siedler in die Ullstein-Verlagsgruppe ein und übernahm die Leitung des Propyläen-Verlages. In den Jahren 1967 bis 1979 wirkte er als Geschäftsführer der Ullstein GmbH für die Verlage Propyläen, Quadriga und Ullstein.

Gemeinsam mit dem Filmproduzenten Fochen Severin gründete Siedler 1980 den Verlag Severin & Siedler, der sich auf politische und historische Literatur konzentrierte. Als Severin 1983 ausstieg, wurde der Verlag umstrukturiert, als Siedler Verlag neugegründet und in Partnerschaft mit der Verlagsgruppe Bertelsmann fortgeführt. 1998 ging der Siedler Verlag unter der Leitung von Arnulf Conradi mit dem Berlin Verlag zusammen und wurde anschließend von der Bertelsmann-Gruppe übernommen.

Bis Februar 2005 schrieb Siedler für die FAZ, die Süddeutsche Zeitung, Die Zeit, Die Welt und die Berliner Morgenpost. Er wohnte seit seiner Kindheit in demselben Haus in Berlin-Dahlem.

Siedler nahm bereits 1964 in seinem Buch „Die gemordete Stadt“ klar gegen den Abriss von Gründerzeithäusern und die Fällung alter Bäume Stellung; aus diesem Grunde wurde er fallweise als „Großvater der Grünen“ bezeichnet. „Der Spiegel“ würdigte Siedler in seinem Nachruf als „großer Bürgerlicher und Konservativer von einer Art, wie es sie selbst in der alten Bundesrepublik kaum gab“.

Der Tagespiegel schrieb: „Berlin hat seit den frühen Nachkriegsjahren in ihm einen Begleiter, Deuter und Mitbeweger gehabt, der seinesgleichen sucht“.

Arnulf Baring betrachtete Siedler in erster Linie als „große schriftstellerische Begabung“, in dessen Werk die „einzigartige Mischung aus stilistischer Brillanz, weitgespannten Kenntnissen und jenem elegischen Grundton der Trauer über das Versinken des alten Europa, des früheren Deutschland, der einstigen Reichshauptstadt“ spürbar sei. Er starb am 27. Nov. 2013 in Berlin.

Männerdomäne erobert: auch Frauen turnen an Ringen!



Was bisher nur für Männer üblich war, geht nun wenigstens inoffiziell auch für das weibliche Geschlecht: Auch Mädchen trauen sich nun an die Ringe-Übungen.

Unter der Überschrift „Girl Does Ring Routine“ („Mädchen vollführt Übung an den Ringen“) ist nun ein Kurzfilm auf Youtube aufgetaucht, abrufbar unter: youtube.com/watch?v=jZimAErSuXw.

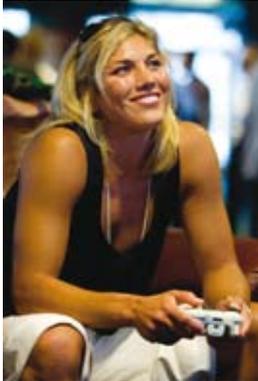
Natürlich hatten wir uns schon vorher die Frage gestellt, warum Frauen sonst beim Leistungsturnen nichts an den Ringen zeigen. Die Antwort fanden wir im Neg: Nicht, daß sie es nicht könnten, aber es wird ihnen nicht gern zugestanden, denn Männer wollen oft ihren Frauen nicht so viel Kraft zubilligen. Denn Kraft muß so ein Mädchen haben, wenn sie diese schwere Übung, die normale Männer oft nicht richtig oder gar nicht hinbekommen, selbst ausführen will. So starke Brustmuskeln müßten Frauen für das Turnen an den Ringen haben, daß manche Männer das als abstoßend empfänden. So ein Mädchen, was die Ringe gleich gut wie ein Mann turnen will, müßte doppelt so stark wie ein normales Mädchen sein, lassen wir in Neg.

Oben sehen wir, wie das Mädchen des oben erwähnten Filmchens unter den Ringen steht. Gleich wird sie die ca. ¼ bis 1 m Abstand zu den Ringen mit einem Sprung überwinden, um die Ringe greifen zu können, und sie schafft das mühelos. Alle Übungen absolviert sie dann leicht und ohne zu zittern, wie die Männer, bis auf die Kreuzwaage. Diese alleine fehlt ihr noch, was sie vielleicht bald auch schaffen wird.

Früher galt es bei uns als unangehörig, wenn Frauen körperlich an Männer herankamen; auch heute noch wünschen die meisten Männer, daß ihre Partnerin ihnen körperlich unterlegen ist. So muß z. B. die Torwartin



der US = Frauenfußballmannschaft, Hope Solo, sich ärgern: Wenn sie bei einer Fern-



Hope Solo u.: Christina Obergföll



sehen wollen. Besonders vergeistigte Männer wie Dichter und Denker, Maler und Schriftsteller mögen starke Frauen. Sie wollen auch richtige Muskeln, wie es Goethe in seiner Dichtung „Hermann und Dorothea“ andeutet, indem er bei Dorothea „des Armes Kraft“ lobt. Sein Vorwort beginnt: „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert...“

Properz (Propertius) ist der einzige römische Dichter, der mit seiner Freundin im Bett rang; er dichtete einst: „sed nuda erepto mecum luctatur amictu“ (II,1,13) = „Aber nackt ringt sie mit mir, das Gewand entrißten“; „nam modo nudis mecum est luctata papillis, interdum tunica duxit aperta moram“ (II, 15,5) = „Denn bald rang sie mit mir, die Brüste entblößt, dann wieder zog sie die Zeit in die Länge, mit dem Hemde bedeckt...“

Von Hitler weiß man, daß er Muskeln liebte, und von seiner Freundin Eva, die eine gute Turnerin war, sieht man in einem Film, wie sie sich von einem Handstand ganz langsam ins Wasser läßt, wobei ihre auffallenden Muskeln hervortreten.

Früher, so um 1930, als Mädchen bereits auch turnen durften, da waren sie oft auch größer und sicher manchmal auch kräftiger als die Männer, wie man an dem hier gezeigten Schwarzweiß-Photo aus der Klein-

stadt Bößneck sieht. Wenn man bedenkt, daß die Frauen früher auch an den Ringen hätten turnen können, aber nicht durften, so freut man sich, daß es nun endlich klappt.



Sat das Jesus schon gewußt? Im nicht canonischen Thomas-Evangelium antwortet er auf Petri Worte: „Maria soll von uns weggehen...“: „Siehe, ich werde sie ziehen, daß ich sie männlich mache, damit sie auch zu einem lebendigen Geist wird, der euch Männern gleicht. Denn eine Frau, die sich zum Manne macht, wird eingehen in das Reich der Himmel.“ (Zitat nach: Synopsis quatuor evangeliorum, Deutsche Bibelstiftung Stuttgart, Evangelium Thomae Copticum, v. 114, überjert von E. Saenchen.)

Mädchen verbläut Räuber!

Raum glaublich, was da eine Überwachungskamera festhielt: Zwei Straßenräuber kommen mit dem Motorrad an, der hintere springt ab und eilt einer jungen Frau, die einparkt, hinterher. Als sie die Wagentür öffnet, will er ihr die Handtasche entreißen. Das scheint ihm leicht bei so einem Mädchen. Doch sie ist nicht herzig, sondern herzlos und gönnt ihm die Handtasche keineswegs: Seine Dreistigkeit ärgert sie dermaßen, daß sie einen Wutanfall bekommt: Von hinten springt sie ihn an, schmeißt ihn wie eine Puppe auf den Rasen (Abb.), bearbeitet den kampfunfähig Gemachten mit ihren Fäusten und verbläut ihn nach Strich und Faden! Erst



als der Komplize zu Hilfe kommt, läßt sie vom Räuber ab und läuft in ein Haus, um die Polizei zur rufen. Die beiden Räuber fliehen ohne Beute mit dem Motorrad. Zu finden unter der Überschrift *Girl beats a would be thief to a pulp* = „Mädchen haut Möchtegerne-Dieb zu Hackfleisch“ auf Youtube: <http://www.youtube.com/watch?v=BXHS372bAcA>

Impressum:

Herausgeber und Schriftleiter:

Dipl.-Ing. Gerhard Helzel,

Limm-Gröger-Weg 15,

22335 Hamburg, Tel. (040) 50 53 74

Internet: www.hamburger-nachrichten.biz

E-Mail: gerhard.helzel@freenet.de

Herstellung:

Druckdiscount 24

Benloer Straße 1271

50829 Köln

Anzeigen: über den Herausgeber.

Kostenlose Frakturschriften: www.fraktur.biz
Die Beiträge stammen, falls nicht anders angegeben, vom Herausgeber; sonstige Beiträge müssen nicht mit seiner Meinung übereinstimmen.

Grundgebühr Gutenberg-Fraktur 9,3 Pkt. Anzeigenpreis: nach Auflage, als Textanzeige ab € 1,- je mm / Spalte (auch Farbe). Auch eine Werbeeinlage in der Zeitung ist möglich. Günstig für Clubs, Vereine, Firmen. Eine Mitbestimmung an der Auflage und der Vermarktung ist möglich! Konto Hamburger Sparkasse 1215/46 37 44, BIC 200 505 50.